

16.9.35

# Das Bollwerk

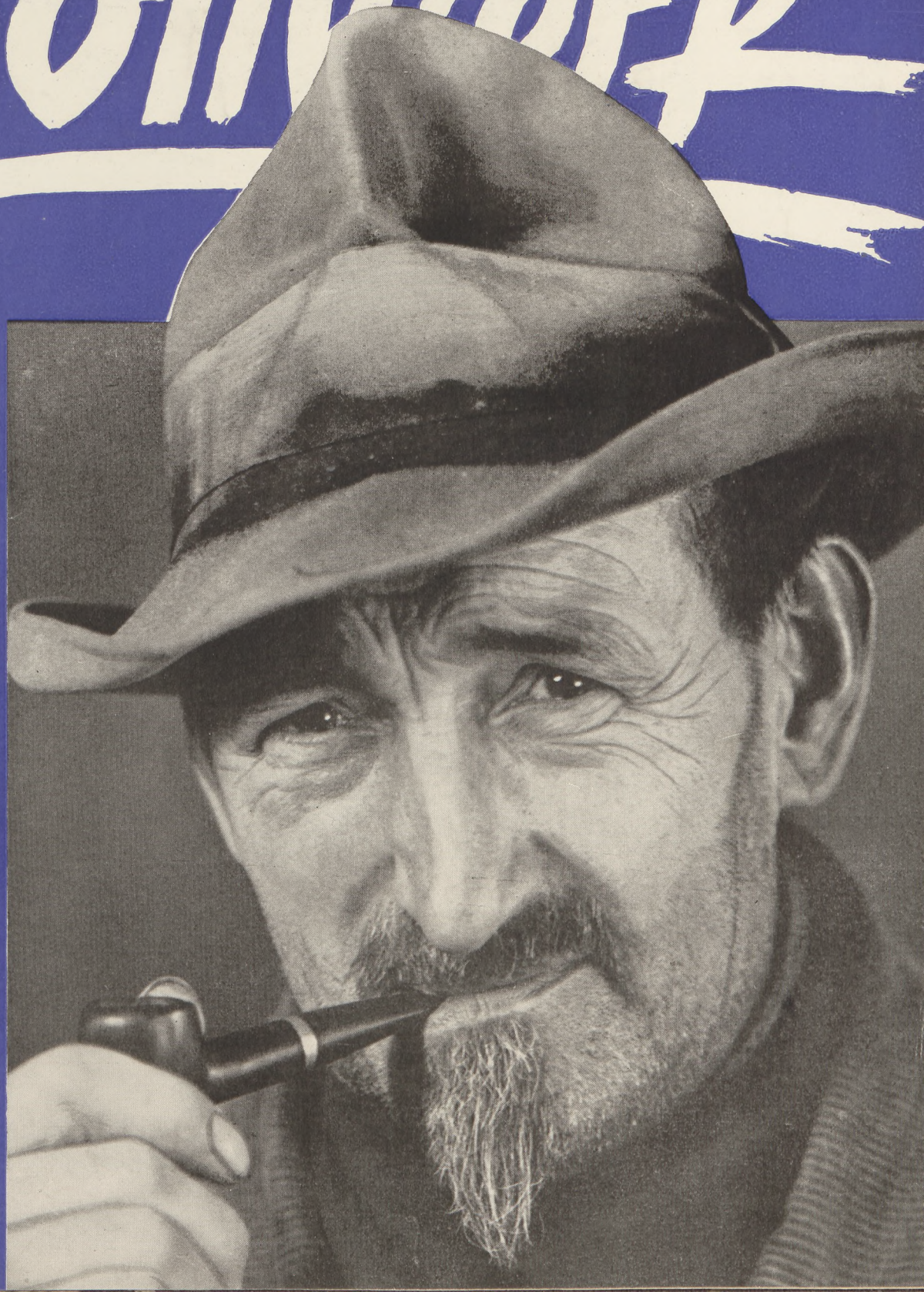
## Aus dem Inhalt:

- Die letzten  
Handschuhmacher
- 
- Über pommersche  
Tüche
- 
- Das Gesicht des  
Handwerkers
- 
- Odo Ritter:  
Bilder von der Memel
- 
- Gerhard Reinhold:  
Gedanken über Löns
- 
- Hans Troschel:  
Pommersche Adler
- 
- Herbert Haack:  
Friedrich der Große  
und Pommern
- 
- Bildseiten:  
Hitler-Jugend
- 
- Erzählungen  
Anekdoten, Rätsel  
Romanfortsetzung  
u. v. a. m.

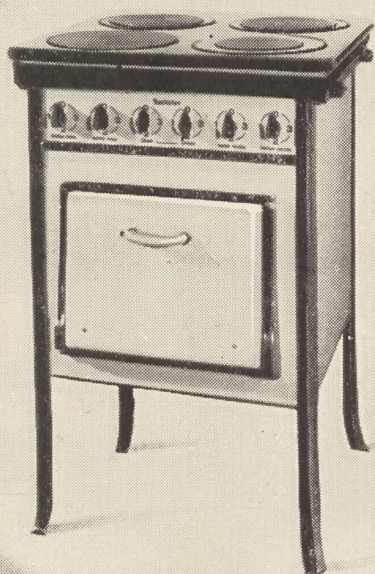
**STETTIN**  
SEPTEMBER 1935

Der Zimmerpolier

Fot. Koehler







Die Berufung ist wichtig:  
Es lohnt nicht zu  
warten, sonst ist  
Zeit, Arbeit und Geld!



# Das Bollwerk

**Die NS-Monatszeitschrift Pommerns**

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

**6. Jahrgang**

**Stettin, September 1935**

**Heft 8**

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 28295-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

## Zur Ausstellung

### „Das Pommersche Handwerk“

Schon der Name besagt, daß das Pommersche Handwerk im Mittelpunkt dieser Ausstellung stehen wird. Es tritt hier in seiner Vielgestaltigkeit und Verzweigtigkeit aus der Zurückgezogenheit seiner Werkstattarbeit an die Öffentlichkeit, um für deutsche Wertarbeit zu werben und dabei auch die enge Verbindung aufzuzeigen, die es mit den Berufen des Handels und der fabrikmäßigen Großbetriebe hat. In den im Betriebe vorgeführten Handwerks-Werkstätten wird veranschaulicht werden, wie aus der sachgemäßen Bearbeitung der Rohstoffe und Halbfabrikate die handwerklichen Erzeugnisse entstehen.

Die Ausstellung, die am 27. September beginnt, wird somit einen wirkungsvollen Anschauungsunterricht über Wert und Bedeutung unseres pommerschen Handwerks darstellen. Wer das Handwerk in seiner Stellung im Rahmen der deutschen Wirtschaft sieht, wer begriffen hat, daß das Handwerk im Dritten Reich Aufgaben hat, die kein anderer Zweig der Wirtschaft erfüllen kann, der braucht nicht gewonnen zu werden. Die Ausstellung aber will und wird dem Handwerk zu seinen alten neue Freunde erobern.

**Ziepel,**

Landeshandwerksmeister.



## Die letzten Handschuhmacher in Pommern

Lesen wir in der Geschichte nach, daß Handschuhe, reich mit Gold- und Perlenstickerei versehen, Kaiser und Königen als Schmuck dienten, daß Ritter, Patri- zier und Edelfrauen kostbare Handschuhe trugen, ja, daß Handschuhe sogar im Ritterwesen als Symbole der Standeserhöhung galten und als Zeichen der Huldigung betrachtet wurden (Rolandslied), so bedarf es weiter keiner Erwähnung, daß das Handschuhmacherhandwerk in früheren Zeiten blühte und gedieh. Dazu kommt noch, daß die Handschuhe im 16. Jahrhundert allgemein im Gebrauch waren.

So entstand nach und nach fast in jeder größeren Stadt eine Innung, auch in den Städten Pommerns. Aus den Akten ersehen wir, daß noch im vorigen Jahr- hundert Handschuhmachereinnungen in unserer Provinz vorhanden waren, wie die in Stettin, die um 1850 aller- dings nur noch fünf Mitglieder hatte, während eben- soviele Handschuhmacher damals außerhalb der Innung standen. Trotzdem bemühte sich die Innung doch mit allen Kräften um die Förderung des Nachwuchses. So besagte das Stettiner Innungsstatut aus dem Jahre 1849, daß der Meister gleichzeitig nur zwei Lehrlinge halten durfte, deren Lehrzeit mindestens drei, höchstens fünf Jahre zu betragen habe. Hatte der Lehrling seine vierwöchige Probezeit bestanden, wurde er von dem ver- sammelten Innungsvorstande geprüft, ob und inwieweit er die zu dem Gewerbe erforderlichen Schulkenntnisse besitze; alsdann fand die Einschreibung statt. Der Lehr- ling wählte sich aus der Innung einen Vertrauens- mann, der ihn bei vorkommenden Streitigkeiten und „Überlastungen“ vertrat, der auch die Beschwerden entgegennahm. Halbjährlich mußte der Lehrling ein Zeugnis seines Meisters dem Innungsvorstande vor- legen über sittliches Betragen und gemachte Fortschritte. Fielen diese Zeugnisse nicht zur Zufriedenheit aus, so stand

dem Vorstande das Recht zu, dem Lehrling in der Vor- standssitzung einen Verweis zu erteilen.

Als Gesellenprobearbeit waren vorgesehen: 1 Paar wildlederne (halbgelasschte) Handschuhe, 1 Paar Leder- hosenenträger, während als Meisterprobearbeit 1 Paar aufengelasschte Hosen, 1 Paar Laschhandschuhe und 1 Paar Lederhosenenträger verlangt wurden. Die Meister- prüfungsgebühr betrug 5 Taler, die Gesellenprüfungs- gebühr 2 Taler und 15 Silbergroschen.

Naturgemäß standen sich auch die Handschuhmacher- gehilfen gut. Verstand der Gehilfe sein Fach, so wurde vom Meister alles aufgeboten, ihn zu behalten. Arbeit verrichteten die Herren Gehilfen der früheren Zeit (so erzählt ein alter, erfahrener Handschuhmacher) meistens nur vom Dienstag bis Freitag. Die übrigen Tage gal- ten als „Erholung“. Und zog der Frühling in das Land, warfen sie ihre Arbeit gänzlich in die Ecke und gingen auf „Tour“.

Was den Verkauf der Handschuhe anbelangte, so besorgte ihn zuerst der pommersche Handschuhmacher entweder selbst oder durch ein Mitglied seiner Familie. Erst später beauftragten mehrere Meister irgendeinen Vertrauensmann als Kommissionär mit dem Verkauf, der ihn gewerbsmäßig betrieb. Nach und nach wurde aus dem Kommissionär der Großhändler, der die in bar angekauften Handschuhe zu den besten Preisen zu ver- kaufen bestrebt war.

Dann wurde mit der Gründung von größeren Fa- brikten begonnen. Das war um das Jahr 1880. Die Fabriken bemühten sich, die Händler in den Städten mit Handschuhen zu versorgen. Dadurch wurden die kleineren Handschuhmachermeister allmählich zurückgedrängt, so daß sie nur noch in wenigen Städten, meist Garnison- städten, Lebensmöglichkeiten hatten.

Heute bestehen in Pommern nur noch zwei Hand- schuhmacherwerkstätten, und zwar die von Bernhard

Lüdemann in Anklam und Bruno Böhm in Stettin. Beide Inhaber ha- ben auch in den schicksals- schweren Zeiten unseres Volkes stets als aufrechte Männer ihre Werkstätten zu erhalten gewußt. Die folgenden Lebensbilder die- ser Kämpen mögen das beweisen:

Handschuhmacher und Wandagist Bernhard Lü- demann, Anklam, hat als Sohn eines Lehrers nach Ablauf seiner vierjährigen Lehrzeit als Gehilfe in einer Anklamer Handschuhmacherei gearbeitet. Er ging auf die Wanderschaft, besuchte die größeren Betriebe in Stettin und Berlin, wo er seine allgemeinen Fachkennt- nisse vielfach erweiterte. Er übernahm dann nach der



3 Arbeitsgänge: Schaben, Reffen, Zuschneiden des Leders



Ableistung seiner Militär-  
dienstpflicht im Jahre 1884  
das Handschuh- und Ban-  
dagengeschäft der Witwe  
Schorstein in Anklam. Als  
Handschuhlieferant für die  
ehemalige Kriegsschule in  
Anklam hat sich der Meister  
bei allen seinen Geschäfts-  
freunden in gutes Andenken  
versetzt, das zum Teil heute  
noch in Briefen und Kar-  
ten in Erscheinung tritt.  
Wenn ehemalige Angehörige  
der früheren Kriegsschule  
die alte Peenestadt besuchen,  
versäumen sie nicht, auch  
dem freundlichen Handschuh-  
macher in seinem Laden am  
Markt einen Besuch abzu-  
statten. „Ist Meister noch im  
Gange?“ fragen noch heute  
alte Kunden und Bekannte,  
wenn sie seinen Laden be-  
treten. Meister Lüdemann  
hat in seinen jüngeren



Die Handschuhnäherinnen bei der Arbeit

Fotos Knoth.

Jahren insbesondere viel Erntehandschuhe angefertigt, gestickte Hosenträger garniert, Tabakbeutel, Brustbeutel für Militär, Bruchbänder und Leibbinden hergestellt. Er betrieb eine große Handschuhwäscherei. Durch die Arbeit für die Kriegsschule hatte er sich einen weiten Kundenkreis unter den Offizieren erworben. Meister Lüdemann sagt selbst: „Es war eine schöne, arbeitsreiche Zeit, an die ich noch gern zurückdenke.“ Selbst an seine Lehrzeit erinnert der Meister sich oft, von der er sagt, daß er des Sonntags bereits morgens um 4 Uhr Handschuhe und Lederhosen gewaschen hat (was extra bezahlt wurde). Auch als Meister hat er morgens um 4 Uhr regelmäßig angefangen zu arbeiten. Hinterrum Ladentisch erschien er stets in einer weißen Schürze und in schneeweißen Hemdsärmeln. War das mal nicht so, dann fragten die Kunden: „Wo is de mitte Schört?“ Im vorigen Jahr nun konnte Meister Lüdemann auf sein 50jähriges Geschäftsjubiläum zurückblicken. Von allen Seiten wurden dem Jubilar Ehrungen zuteil, u. a. erhielt er den Ehrenmeisterbrief der Handwerkskammer Stettin und Köslin. Über 80 Jahre alt, lebt er jetzt in stiller Zurückgezogenheit und Zufriedenheit. Ihm zur Seite steht seit etwa 30 Jahren der Handschuhmacher und Bandagist Georg Meyer, der auch heute noch im Geschäft seines alten Meisters tätig ist. Handschuhe angefertigt werden dort nicht mehr, sondern nur repariert und gewaschen.

Handschuhmachermeister Bruno Böhm, Sohn eines Nagelschmiedemeisters in Haynau (Schlesien) wurde von seinem vierten Lebensjahre an als Wollwaise in einer Waisenanstalt mit Gymnasialbildung erzogen. Vom 14. bis 18. Lebensjahr erlernte er das Handschuhmacherhandwerk. Nach Beendigung seiner Militärzeit siedelte er von Haynau nach Stettin über, wo er drei Jahre als Gehilfe tätig war. Danach gründete er eine Handschuhmacherwerkstatt mit Ladengeschäft. Durch emsigen Fleiß auch seiner Ehefrau wurde ein Kundenkreis herangezogen, der zum großen Teil aus Offizieren bestand. Seine Tätigkeit erstreckte sich auf die Herstellung, das Waschen und Instandhalten sämtlicher Lederhandschuhe. Unterstützt wurde er von seinen beiden ältesten Söhnen,

die die Handschuhmacherei vor dem Kriege erlernt hatten. Da während des Krieges in Stettin zwei Handschuh-Spezialgeschäfte eingingen, übernahm Meister Böhm sie, diese, um für seine drei Söhne Existenzmöglichkeiten zu schaffen. Er verstand es, diese drei Handschuh-Spezialläden unbekümmert der schweren Nachkriegs- und Inflationszeit bis auf den heutigen Tag zu erhalten und sogar noch zu vergrößern. Die technische Leitung hat jetzt der älteste Sohn, welcher 1922 die Meisterprüfung in Berlin ablegte und der heute auch schon über 25 Jahre seinem Vater treu zur Seite steht. Bruno Böhm ist der einzige pommersche Handschuhmacher, in dessen Werkstatt noch Handschuhe hergestellt werden, teilweise auf Bestellung, teilweise zum Verkauf im eigenen Laden.

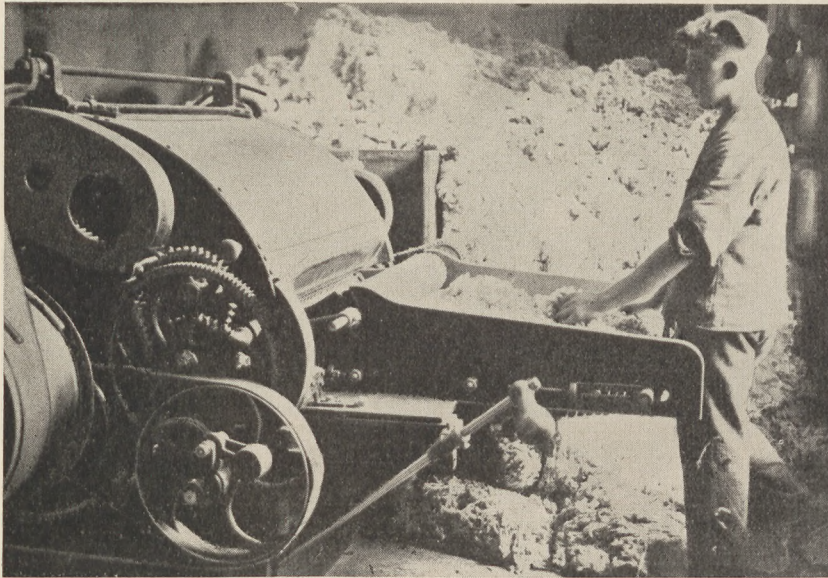
Ein Besuch in der Werkstatt des Handschuhmachermeisters Bruno Böhm, Stettin, gibt ein Bild von der vielseitigen Geschicklichkeit, die ihm bei seiner Arbeit zu Gebote stehen muß. Wir sehen, daß er beim ersten Arbeitsgang vor sich auf dem Tisch eine umfangreiche Marmorplatte zu liegen hat, auf der das vorher angefeuchtete Fell doliert wird, d. h., es wird mit dem Voliermesser dünn gemacht. Außerste Vorsicht ist geboten, da jede auch noch so kleinste Unterlage auf der Marmorplatte bei dem Fell eine dünnere Stelle oder gar ein Loch ergibt. Nachdem das Fell zum zweitenmal in ein feuchtes Tuch gelegt ist, wird es depfirt: die Handschuhe werden aus dem Fell herausgeschnitten und je nach den Größen gestempelt, „redliert“. Danach werden sie auf die Schablonen gearbeitet, „etabliert“, und mittels einer Pikette (stumpfes Messer) auf das Genaueste ausgezogen, um dann ausgepreßt („fantiert“) zu werden. Nun erfolgt das Nachsehen („Repassieren“) und das Nachschneiden der Längsseiten und der schlecht ausgepreßten Stellen („Alongieren“). Nachdem noch die Schichtel (das sind 12 Fingerteile) genau nach Farbe und Größe in die Handschuhe einsortiert werden, ist die Zuschneidarbeit beendet und die Handschuhe kommen zur Naht. Die Näharbeiten werden jetzt nur noch von geübten Näherinnen ausgeführt.



Interessant ist, daß im Gegensatz zu fast allen anderen Handwerken, die Fachausdrücke der Handschuhmacher der französischen Sprache entlehnt sind. Diese aber sind im Verlauf der Jahrhunderte so in das Handwerk eingegangen, daß sie wie etwas Selbstverständliches immer noch im Gebrauch sind und wohl auch blei-

ben werden. Eindeutig aber weisen die Ausdrücke auf den französischen Ursprung der Handschuhmacherei hin.

Handschuhmacher-Innungen als solche gehören in Pommern der Vergangenheit an; die noch vorhandenen pommerschen Handschuhmachermeister sind der Kürschner- und Handschuhmacher-Innung Stettin angegliedert.



Unermüdllich speit der „Wolf“ dichte Wollflochten aus

HANS-JOACHIM MESCHKE:

# Über pommersche Tuche

Das pommersche Tuchmacherhandwerk, das schon einmal dem Untergang nahe war, verdankt seine Erhaltung Friedrich dem Großen. Man hat diesen großen König wegen seiner hohen staatsmännischen Fähigkeiten so manches Denkmal gesetzt, das man mit Stolz betrachtet — aber nur zu leicht vergißt man die Denkmäler, die er als weitschauender Wirtschaftspolitiker sich selbst gesetzt hat. Ein solches Denkmal ist ohne Zweifel die pommersche Tuchmacherei, deren bodenständige Bedeutung Friedrich der Große zuerst klar erkannte.

Zur damaligen Zeit wurde aus der Schafwolle mit dem Handspinnrad der Faden gesponnen, den man dann auf dem Handwebstuhl zu Stoffen verwebte. Später wurde die mühsame Arbeit des Aufkraßens und Fertigspinnens maschinell ausgeführt, während man nach wie vor zum Verweben des Garnes den Handwebstuhl benutzte. Es war dies die Blütezeit des Tuchmacherhandwerks — und in den kleinen Provinzstädten, wie wir sie in Pommern überall finden, gab es nur wenig Häuser, in denen nicht die Webstühle klapperten. Viele alte Straßenbezeichnungen erinnern noch an diese Zeit.

Die Gemeinschaften dieser Weber, die Tuchmachereinnungen, besaßen die Spinnwerke, die als Antrieb die naturgegebene Wasserkraft verwendeten. Erst nach 1900 wurden, bedingt durch die fort-

schreitende Mechanisierung auch der anderen zur Fertigstellung des Tuches erforderlichen Arbeitsvorgänge, die Räumlichkeiten erweitert und eine zusätzliche Dampfkraft benutzt. Auch in dieser weiter vorgeschrittenen Form arbeiteten die Innungsfabriken für die Innungsmeister in Lohn, denen dann nur noch übrig blieb, die fertige Ware zu verkaufen. Es geschah dies in den noch heute überall bekannten grünen Planwagen, für die erst in den letzten Jahren Lieferwagen eingeführt worden sind. Wie sieht es nun in den hellen Arbeitsräumen einer modernen Tuchfabrik aus? Machen wir einen Rundgang:

Zunächst kommen wir in den Lagerraum. Hier warten viele Zentner Wolle auf ihre Bestimmung. Noch vor zwei Jahren war hier der Wollsortierraum. Der Bauer brachte die Wolle in kleinen Säcken oder in Kopfkissenbezügen; paketweise kam sie von den Bauern der nächsten und weiteren Umgebung; zentnerweise schickten sie die zahlreichen Geschäfte, in denen die Landbevölkerung die Wolle gegen Strumpfgarn, Webewolle oder fertige Tuche umtauschte. Heute ist durch die Neuorganisation der deutschen Schafzucht mit diesem jahrzehntelang gepflogenen Wollumtausch gebrochen worden. Hier im Lagerraum begann die erste Arbeit in der Fabrik mit der Sortiererei. Geübte Hände schieben die weiße von der grauen und brau-

nen Wolle, und dann erfolgte die Auslese nach der Qualität in grobe, mittlere und feine Wolle. — Wir sehen hier in den Lagerräumen Wolle aus Pommern und Ostpreußen und anderen Provinzen, daneben in großen gepreßten Ballen Wolle aus Australien, Asien, Südafrika und Südamerika, also Wolle aus allen fünf Erdteilen. Wie manchen Schweißtropfen aller Rassen mag es gekostet haben, ehe diese Wolle in einem pommerschen Rohwoll-Lagerraum liegt!

Da bemerken wir einen Karren voller Wolle, der gerade in die Wäscherei gefahren wird. Wir folgen ihm und kommen in einen Raum mit großen Wottichen, in denen die Wolle gewaschen und gespült wird. Der Schmutz wird herausgebracht und das dem Haar anhaftende Wollfett entfernt. Gleich darauf wandert die jetzt saubere Wolle in den Färbapparat. Früher hatte man einen mächtigen Baum, mit dem die Wolle in der Farbbriihe bearbeitet wurde, trotzdem aber gelang es nicht, eine gleichmäßige Durchfärbung zu erzielen. Heute wird die Wolle in die Farbbottiche gepackt und durch eine Pumpe die „Farbflotte“ durch die Wolle gepreßt, und zwar so lange, bis das Material den Farbstoff aufgenommen hat und gleichmäßig gefärbt ist.

Nachdem die Wolle im Trockenapparat getrocknet ist, kommt sie in die Wollerei. Hier sieht es recht weihnachtlich



aus. Der Wolf speit unermüdlich dicke Wollflocken aus, und am anderen Ende der Maschine steht ein Mann, der diesen Nimmerfakt immer wieder von neuem Nahrung in den Rachen stopft. Ein Druck auf den Hebel: Der Wolf hält an, die Schutzvorrichtung wird hochgeklappt, und wir sehen, wie diese Flocken zustande gekommen sind. Die gefärbte Wolle, die auf das Transportband gelegt wird, wird sich drehenden Walzen, die über und über mit Eisenzähnen versehen sind, zugeführt. Diese Zähne, die den Eckzähnen eines Wolfes gleichen, zupfen die Wolle auseinander, die dann, fertig „gewolft“, von der Maschine fortgeblasen wird. Diese geflockte Wolle nimmt ihren Weg zur Krempel. Hier sehen wir drei Maschinen, die dem Wolf sehr ähneln, jedoch größer sind und anstatt der Eisenzähne Stahlbrahtbürsten haben. Auf der ersten Maschine, der Reiskrempel, werden die Wollflocken in die einzelnen Haare zerlegt und bilden am Ende der Maschine einen Flor, der durch ein Transportband gleich auf die zweite Maschine, die Pelzkrempel, übergeleitet wird und hier noch einmal den gleichen Arbeitsgang durchmacht. Der bei dieser Maschine am Schluß herauskommende „Wollpelz“ wird nun auf die dritte Maschine, die Spinnkrempel, gelegt, die das Material bereits in Form eines losen Fadens, dem Vorgarn, verläßt. Dieser lange und immer wiederkehrende Auflösungs Vorgang auf dem Krempelsatz ist eine der wichtigsten Arbeiten der ganzen Tuchherstellung. Wenn hier die Maschine nicht ganz genau arbeitet, gibt es ungleiche Wollfäden und damit später auch fehlerhaftes Tuch.

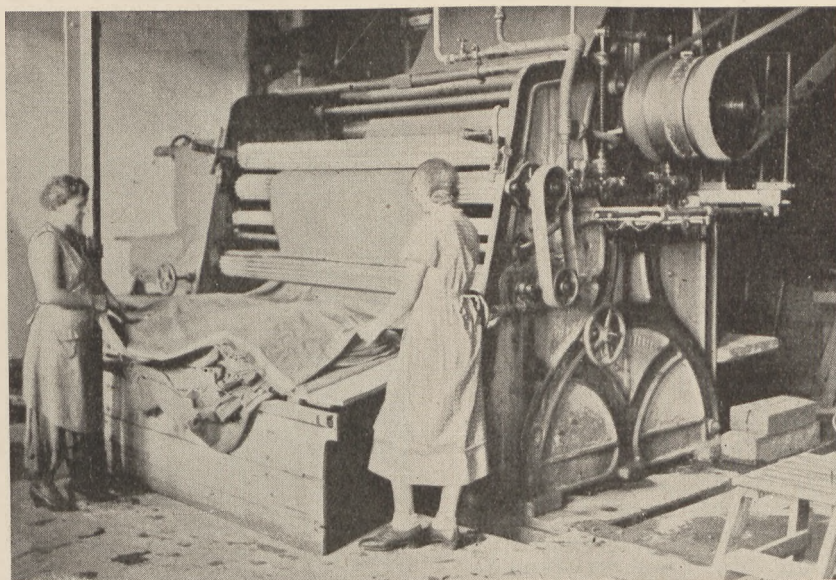
Wir kommen jetzt zur Feinspinnerei. Das Vorgarn, das auf der Spinnkrempel auf lange Holzwalzen gewickelt war, finden wir jetzt auf dem Selfaktor, der Spinnmaschine, wieder. Hier wird das Garn bereitet. Der Selfaktor arbeitet in der Weise, daß er das Vorgarn streckt; sogleich surren die 480 Spindeln dieser einen Maschine in rasender Geschwindigkeit, spinnen den Faden und wickeln ihn gleichzeitig auf Spulen. Diese 480 Spindeln bedient ein Spinner mit zwei Hilfskräften, während früher am Handspinnrad eine Spinnerin nur einen Faden herstellen konnte. Soll nun das soeben fertig gewordene Garn zu Strickgarn verarbeitet werden, kommt es in die Zwirnerie, wo zwei, drei, vier, sechs und mehr Fäden zu einem Faden zusammengedreht werden. Auf dem Haspel erfolgt die Wicklung der Lagen. Es werden Puppen gedreht, die Wolle bekommt einen Papierumband und wandert schließlich in die Packerei, um von hier in alle Gegenden des Reiches verschickt zu werden.

Das Garn, das für die Weberei bestimmt ist, kommt zur Kettbäummaschine. Auf einem Gestell stehen dort 160 Spulen, so daß der Faden nach oben abgezogen werden kann. Diese Fäden, die Band durch einen kleinen Stahlkamm geführt, werden dann auf eine große Trommel konisch aufgewickelt. Band wird neben Band gewickelt, bis die erforderliche Zahl von durchschnittlich 2- bis 3000 Kettfäden erreicht ist, die man alsdann von der Trommel auf den sogenannten „Kettbaum“ aufwickelt, der in den Webstuhl gelegt wird.

Während wir vorher in der Arbeitsweise der Spinnmaschine kaum verwandte Beziehungen zur Handspinnerei sehen konnten, müssen wir beim mechanischen Webstuhl feststellen, daß er im

die Wollhärchen mehr und mehr zusammenziehen. Wir können jetzt nicht mehr das Gewebe, die Bindung, erkennen. Das Tuch hat eine Decke erhalten und fühlt sich schon erheblich weicher als vorher an. Das gewalkte Tuch erfährt darauf eine Wäsche mit anschließender Trocknung auf der Spannrähmentrockenmaschine.

Da das Tuch aber jetzt noch zu haarig ist, bürstet eine Schermaschine zunächst die vorstehenden Wollhaare auf, und die darüberliegende zylindrische Walze schneidet schärfer als ein Rasiermesser jedes überstehende Wollhärchen ab. Dieser Vorgang wird mehrere Male wiederholt. Wehe, wenn in der Wapperei ein Knoten übersehen worden ist: das Schermesser findet ihn und schneidet ein



Das gewalkte Tuch erfährt eine Wäsche

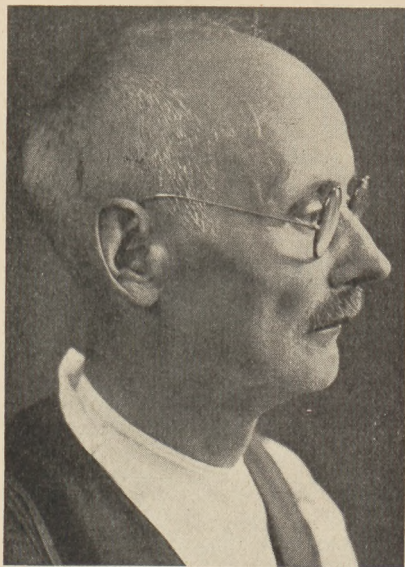
Fotos: Chill

Grunde genau so wie ein Handwebstuhl arbeitet. Die „Schäfte“ heben und senken sich der Bindung entsprechend. Der „Schützen“ mit dem Schutzgarn wird mittels Treiber vom rechten zum linken Schützenkasten geworfen. Nach jedem Schuß drückt das Webblatt den eben durch die Kette gegangenen Faden fest und bei jedem Anschlag wird das Tuch eine Fadenbreite weitergeschoben und mechanisch auf eine Walze, den „Warenbaum“, gewickelt. So folgt Schuß auf Schuß, bis ein ca. 50 Meter langes Stück fertig ist, welches dann zur Weiterbehandlung in die Wapperei wandert. Hier sehen wir das Tuch über große Tische ausgebreitet. Geübte Hände und Augen tasten die Oberfläche ab und entfernen Knoten und Fehler. So kommt das Tuch zur Walke und wird durch Seife schlüpfrig gemacht und von zwei sich drehenden Holzwalzen gegen eine beladete Klappe gestaut, wodurch sich

noch in die Ware. Als letzten Arbeitsgang sehen wir die Tuche durch die Presse gleiten. Eine 25 Zentner schwere erhitzte Walze preßt (bügelt) das Tuch. Eine Dekatur soll den glatten Charakter der gepreßten Ware erhalten und verhindern, daß das Tuch nachher noch einläuft. Nach diesem langen Arbeitsgang muß die Ware etwas ruhen und nimmt dann ihren Weg zur Meß- und Wickelmaschine. Der Tuchballen mit eingelegetem Papiermaßband ist fertig und kann in das Warenlager gehen.

Tuch heute erfreuen sich die in Pommern hergestellten Garne und Tuche wegen ihrer Haltbarkeit besonderer Beliebtheit. Es ist ein Beweis und eine behördliche Anerkennung der Leistungsfähigkeit, wenn seit Jahrzehnten und heute in besonderem Umfange, fast alle pommerschen Tuchfabriken neben Privatstücken auch die mit auserlesener Sorgfalt herzustellenden Lieferungstuche fabrizieren.





Der Schuhmacher

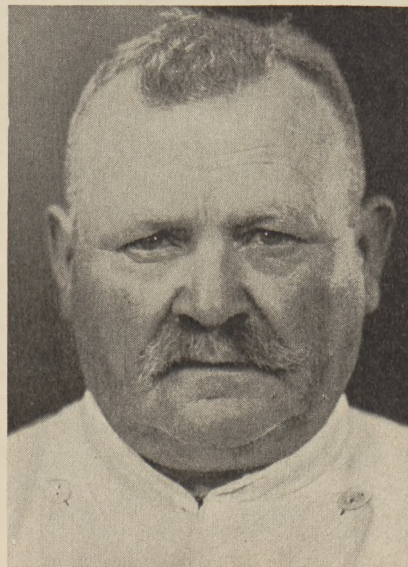


Der Schneider

Es ist ohne Zweifel nicht nur unterhaltsam, sondern auch in vieler Hinsicht lehrreich und aufschlußgebend, aus einer Reihe von Gesichtern die jeweilige Berufszugehörigkeit ihrer Träger herauszulesen. Dem aufmerksamen Beobachter wird es dabei nicht entgehen, daß man in der Tat von einem mehr oder weniger ausgesprochenen „Berufs“-Gesicht sprechen kann. So sind die Gesichter von Pastoren, Nonnen, Lehrern und anderen fast zu klarumrissenen Begriffen geworden, die in ihrer Ausdrucksform schlechthin typisch sind. Berufstypen kennt der Volksmund überall — sie sind in Anekdoten und Märchen eingegangen, die ihrerseits schon dem Kinde das eine Gesicht des Schneiderleins, des Schusters, des Müllers, des Baders und vieler anderer vor Augen führten und es ihm einprägten —, sie haben schließlich in Karikaturen aller Zeiten die charakteristische Formung erfahren, die ihr Gesicht einmalig werden ließ.

Ich entsinne mich eines anspruchslosen Büchleins, das eine große Anzahl von kennzeichnenden Köpfen enthielt, die insgesamt, aus ihrer Schau heraus, einen interessanten Versuch darstellten, aus der Physiognomie auf den Beruf rückzuschließen, also einer Art soziologischer Menschenkunde das Wort zu sprechen. Der Erfolg dieses Versuchs war für mich insofern überraschend, als es mir mit wenigen Ausnahmen gelang, die Köpfe richtig in die Berufe einzuordnen. Man könnte behaupten, daß ein solches Unterfangen zum Teil wenigstens mit einem Rätselraten gleichzusetzen sei, daß eine Beurteilung nur nach dem Gefühl geschehe. Gewiß wird man sich gefühlsmäßig bei jedem Gesicht für diesen oder jenen Beruf entscheiden, ausschlaggebend aber sind die Eigenheiten eines Berufs, die irgendwie in den Gesichtszügen ihren Spiegel, ihre ablesbare Äußerung finden — die Eigenheiten, die meist erst mit den Jahren geworden sind und dem Beobachter wie etwas „Naturgegebenes“ entgegentreten.

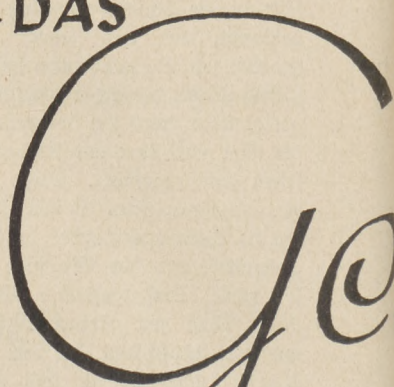
Ganz so einfach allerdings, wie es sich die Karikaturisten machen, indem sie einem bestimmten Berufstyp allgemeine Gültigkeit geben, ist es in Wirklichkeit nicht. Denn neben dem Gesicht, das seine Prägung durch den



Der Fleischer



Der Tischler

Das  
  
 des  
 Handw



# sicht erker's

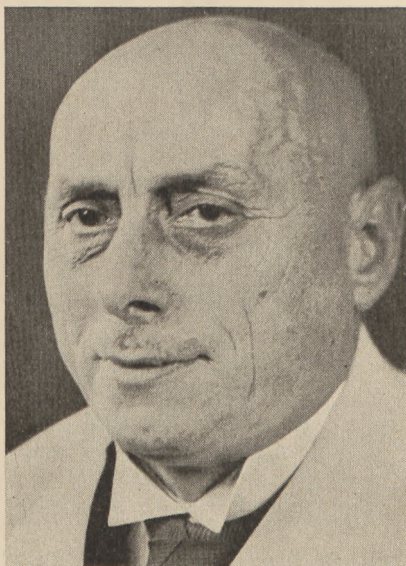
Fotos: Koehler



Der Installateur



Der Dachdecker



Der Friseur

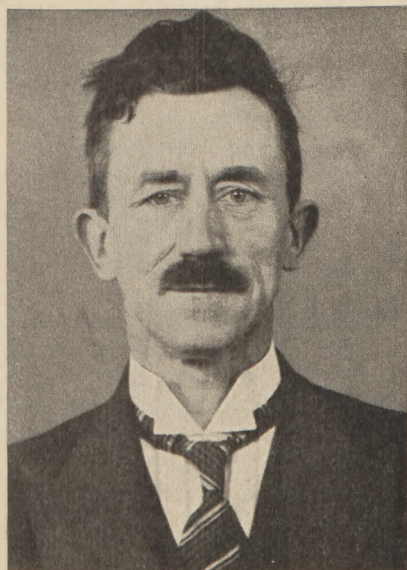
Beruf erhielt, steht das rassische Gesicht als ursprüngliche Ausdrucksform. So müssen notwendigerweise in Sauen mit unterschiedlicher rassischer Zusammensetzung ihrer Bevölkerung auch die Gesichter, die „Berufs“-Gesichter verschiedenartig sein.

Mit den Bildern dieser Seiten ist der Versuch unternommen, das Gesicht des pommerischen Handwerkers darzustellen — und zwar so, wie es uns des öfteren begegnet, wie wir es uns vorstellen müssen, wenn wir die rassischen Verhältnisse Pommerns nicht außer acht lassen. Dabei können die hier gegebenen Gesichter, die absichtlich nur einer Stadt Pommerns entnom-

men sind, naturgemäß keine strikte Allgemeingültigkeit als Prototyp eines bestimmten Berufs haben. Immerhin werden sich bei genauer Betrachtung Merkmale herauschälen, die irgendwie dauernd wiederkehren — Merkmale eben, die die Eigenheit des Berufs geformt hat. Man wird sagen: Aber Maler X sieht doch anders aus, Schneider Y ist ein besserer Typ — man wird unbewußt Vergleiche mit bekannten Handwerkern aufstellen und oftmals zu sich nicht deckenden Resultaten gelangen. Darauf kommt es jedoch nicht an. Sondern einzig darauf, sich der Mühe zu unterziehen, aus einer Berufsgruppe das Gemeinsame herauszufinden und dieses Gemeinsame in dem einzelnen „Berufs“-Gesicht wiederzuentdecken. Das wird meist gelingen.

Schließlich ist bei allen Betrachtungen dieser Art nicht zu vergessen, daß bestimmte Rassen zu bestimmten Berufen besondere Eignung besitzen. Es wird sich daher auch im Gesicht des Handwerkers vielfach eine vorherrschende rassische Komponente ausdrücken, die neben den Wesenszügen des Berufs seine charakteristischen Erscheinungen erklärt.

Wer so die hier gegebenen Köpfe pommerischer Handwerker auf sich einwirken läßt, wird bald hervorstechende Merkmale ihres Berufs erkennen — und wer weiterhin das Blickfeld auf Berufsgruppen erweitert, der wird tatsächlich von den vielfachen Übereinstimmungen im Ausdruck der Gesichter überrascht sein.



Der Maler



# Der Alte Fritz und der Schuster

Als der Alte Fritz seine Steinkruke Wacholder auf den Tisch von Sanssouci setzte, meinte Josef, sein Kammerlakai: „Aber du mußt 'n Stückken Zucker drin tun — denn richtig Schluck trinken ist auch 'ne Kunst.“

„Sigittigitt, Zucker —?“ fragte der Alte Fritz.

„Jawoll, 'n richtig Klümpken — das hilft bei Nier' und Magen!“

Der Alte Fritz klingelte, Kathrin kam mit der silbernen Zuckerdose, und als sie die Kruke steh'n sah, nickte sie lächelnd: „Weiß schon Bescheid — man nur nicht ans Süffeln kommen!“ Dann nahm sie den Stöpsel und leckte dran: „Prima, echter Wacholder!“

„Wart' — du sollst auch einen mitkriegen —“ sagte der Alte Fritz und goß drei Gläschen voll, in jedes tat Kathrin feierlich 'n Stückchen Zucker.

„Erst muß man ein Häppchen warten“ — lehrte Josef — „etwa so — und jetzt mit zwei Fingern anpacken, aber in weitem Bogen das Gläschen langsam schwenken, langsam randvoll kippen — halt, halt, nicht gleich alles runterkippen — knapp die Hälfte richtig — man stöhnt 'halt' oder 'hält', tief stöhnen, und wischt mit dem Handrücken breit über den Mund. Dann ruht man aus vom ‚Genuß‘, erzählt ein Spierchen oder hört bedächtig zu, was andere klöhnen und stellt die Beine breit auseinander, man kann sich dabei auch die Pfeife stopfen — bis man mit kleinem Bogen das halbvolle Glas noch wuppl rasch hinterher kippt, den Rest mit der Zunge ableckt, zahlt still und geht mit Adjüß! Niemals Schnaps in einem Zug kippen —“

„Aha —“ erinnerte sich der Alte Fritz — „jetzt begreif' ich, weshalb schon die Frau in der Wirtschaft ‚Zum Walde‘ gleich so argwöhnisch mich als Fremden betrachtete, als ich damals diese Landesitte nicht befolgte —!“

„Du mußt noch viel lernen, bis du dahinterkommst, aber Pardon — man kann auch noch schnell ein zweites Schnäpschen hinterher schütten!“

„Halt, halt! —“ rief der Alte Fritz — „immer Vorsicht mit der Medizin!“

„Gott ja, ich werde doch meine Pension nicht mehr erleben —“ seufzte Josef — „ich mach' bald schlapp!“

„Du wirst bloß zu dick —“ lachte der Alte Fritz — „mein Regieren bekommt dir zu gut!“

„Ich habe zu viele Sorgen, Majestät — mein liebstes Schwesterkind könnt'

den Schuster von Beckum heiraten, aber sie hat keinen Moses in der Pfanne —“

„Schade —“

„Und der Schuster hat obendrein Schulden —“

„Kann wohl sein —“

„Aber sie muß ihn doch heiraten —“

„Sieh, sieh! —“

„Wenn das herauskommt in Berlin, sind wir blamiert —“

„Dann will ich zur Aussteuer beitragen — bestell' mir also ein paar lange Stiefel bei ihm!“

„Handschlag — abgemacht!“



Niemals Schnaps in einem Zuge kippen

„Aber nicht zu teuer — an jedem Stück Faden muß jetzt wieder gespart werden!“

Und Josef schrieb dem Schuster, er solle ordentlich nach beigefügtem Maß dem König hohe Stiefel machen!

Mein Schusterlein in Beckum hüpfte vor Freude, und ein Anstreicher sah ihn hüpfen wie ein Häs', lief aus seiner Werkstatt herbei und kaum gehört, malte er vor Stolz sofort ein großes Schild: „Anton Tepe, Hofschuhmachermeister von Beckum“, und hing dies Schild heimlich in der Nacht dem Nachbarn vors Haus. Der hatte es noch nicht gesehen, als die Leute es längst wußten, und da er's mit der Nichte von Josef hielt, der in Berlin viel zu sagen hat, wunderten sie sich keineswegs, sondern beneideten ihn um so viel Glück. Tepe lief durch die Stadt und vergaß vor Verwirrung den Bürgermeister zu grüßen. Der dachte sogleich: „Aha, was

hab' ich wohl verbrochen? Das kann mir den Hals kosten — Herr Tepe grüßt nicht mehr!“ Auch der Pastor von Beckum blieb vor Verwunderung stehn, als Tepe nur eben an den Hutrand faßte, drehte sich 'rum und begriff: „Dahinter steckt die Regierung — ich muß Sonntag schnell eine schöne Predigt halten!“ Tepe bestellte sich für die Reise einen neuen Hut, und als er zahlen wollte, machte der Hutmacher einen tiefen Bückling: „Bitte sehr, von Bezahlen wollen wir gar nicht reden — legen Sie oben nur ein gutes Wörtchen für mich ein —“

Das war komisch leicht verdient, und Tepe pffiff fröhlichen Herzens gegenüber zum Schneider und bestellte sich schon den teuersten Anzug für die Reise nach Berlin. Der Schneider tat noch freundlicher als der Hutmacher und nahm überall am ganzen Leib vor Aufregung doppeltes Maß, sogar einen blauen Samtkragen und Unterfutter aus Seide empfahl er. „Liebster Herr Nachbar —“ rieb er die Hände noch unter der Tür — „wenn Ihr in Berlin etwas auch für mich tun könnt, würde ich Euch gern noch einen Mantel gratis dazumachen —!“ Herr Tepe zuckte bereits hochmütig die Schulter und näselte: „Herzlich gern, aber der Alte Fritz hat mir geschrieben —“ „Oh, Ihr korrespondiert schon miteinander —?“ „Staatsgeheimnis —“ sagte der Schuster — „es handelt sich um viel wichtigere Dinge —“

Nun hörte der Hausbesitzer von der Geschichte. — Tepe war schon mehrere Monate die Miete schuldig geblieben, der Advokat hatte ihm grob gedroht, und selbigen Abends hielten beide ängstliche Beratung, ob solch ein Hereinsfall ohne zu großen Schaden überhaupt noch zu heilen wär?“ „Ich nehm' ihn mit zum Stammtisch und trink' auf gut Freundschaft —“ beschloß endlich der pffiffige Advokat und tat, als käme er zufällig vorüber an Tepe's Haus. „Aha, hoher Herr Meister, man sieht's schon am neuen Hut, wie jetzt die Taler regnen! Die leidige Mietsaffäre wird natürlich niedergeschlagen — ich bitt' Euch nur, heut mit zum Stammtisch zu kommen!“ Darum ließ Herr Tepe sich nicht erst zweimal bitten, und gönnerhaft erschien er mit dem Notar Arm in Arm am Honoratiorenstammtisch. Der Bürgermeister von Beckum fiel fast in Ohn-



macht, daß Herr Tepe allbereits soviel Anhang besaß, denn unterwegs hatten sich auch noch drei Ratschöffen angeschlossen. Herr Anton Tepe zahlte auch diesmal die Zechen nicht, sie war schon im voraus beglichen, und des ungewohnten Weines hagelvoll, wurde er

überall im Münsterland herumfahren lassen, besonders ihn neben jedes Rathaus schieben, und der Nachwächter von Beckum möchte dazu aus dem Horn blasen —

Die Braut traute ihren Augen nicht ob dieser Veränderung aller Dinge durch den allmächtigen Onkel Josef in Berlin. Der Postmeister schoß begeistert das gesamte Reisegeld vor und erklärte, Herr Tepe könne im noblen neuen Anzug und mit den Stiefeln des Alten Fritz am Arm nur Extrapost fahren! Und hoffte Beförderung zum Postminister! Denn im überstürzenden Rausch der Ereignisse hatte auch Herr Anton Tepe völlig vergessen oder übersehen, daß er nur erst nach Maß arbeiten sollte, und in der Wichtigkeit seines neuen Anzuges, seines neuen Hutes, des schönen Vaden-schildes, der Duzbrüderschaft des Notars, der Mitgliedschaft am Honoratio-renstammtisch, der Rundschaft aller ersten Herrschaften von Beckum, des Neides der Herren, der Bewunderung der Damen, sah er mit einem kalten Huhn und einer Flasche Rotwein, die der Ratswirt noch extra spendierte, also wohlverpackt in der Extrapost, eh er's recht wußte, und die ganze Stadt schaute seiner trappelnden Ausfahrt zu, winkte, grüßte und rief: „Udel Udel“ Seine Braut stand hinterm Fenster und weinte vor Glückseligkeit —

So kam mein Schusterlein hoffärtig ankutschiert, schritt stolz durch die Schildwache und klingelte.

„Ist Josef in'n Hause —?“

„Wer —?“

„Mein künftiger Oheim, Herr Josef Meyer, geboren in Rheine!“

„Ach was, gibt's hier nicht —.“

„Wie —? Sie kennen nicht den Herrn Kammerlakaien —?“

„Ah —!“ rief die Wache — „aber der hat heut Dienst und keine freie Zeit!“

Der ‚Hoffschuster‘ staunte baß, und dann stotterte er: „Keine freie Zeit — wenn Verwandtschaft kommt? Und wo bleib' ich selber diese Nacht —?“

Da trat der Alte Fritz heraus. Tepe erkannte ihn gleich und rief, seinen Hut schwenkend: „Dreimal hoch, Herr König! — Ich bin nämlich der Schuster aus Beckum — Verwandter von Josef!“

Der Alte Fritz beschaute sich das putzige Männchen und zwickerte:

„Wie —? Hat Er die Stiefel zu Fuß von Beckum nach hier gebracht?“

„Nein — ich — fuhr — in der Extrapost —“ stotterte Tepe.

„Was —? Für ein Paar Stiefel Extrapost?“

„Natürlich —!“

„Und dafür hat er sich noch Kavalierekleider machen lassen?“

„Jawohl — Majestät! Klar —.“

Der Alte Fritz griff sich an die Nase und staunte: „Er ist ja ein toller Vogel —! Jetzt werden ihn die Schulden wohl ganz fressen —?“

„O nein — auch die Reise ist mir fein gestiftet —!“ rief strahlend der Schuster von Beckum — „Selbst die Schulden sind alle geschenkt —.“

Der Alte Fritz grubelte mit finsterner Miene: „Aufgepaßt — da kommt die Betrügerei heraus — ob wirklich immer soviel an mir verdient wird? Dann lassen sich aller Enden noch unermessliche Summen sparen?“

Und winkte dem Schuster: „Komm Er mal mit, lieber Kujon — wir gehen etwas hinterm Haus spazieren —.“

Nun mußte der Schuster genau schildern, wie alles gekommen war, und der Alte Fritz lachte wie der Teufel: „Mensch — Mensch — renommier' Er dreißt, Er hätt' tausend Paar Stiefel für alle Ahnen dazu geliefert! Ist die Welt so verrückt — spiele Er ruhig Hoffschuhmachermeister von Schilda —.“

Und gab ihm einen Tabaksbeutel voll Taler zur Aussteuer und obendrein Reisegeld für die Heimfahrt. Und sagte abends zu Seydlitz: „Komm, tu erst ein Stückchen Zucker hinein, trink diesen Wacholder — im großen Bogen erst halb kippen — dann etwas pausen — und jetzt in kleinem Bogen ganz kippen — ich muß dir was Famoses erzählen —“

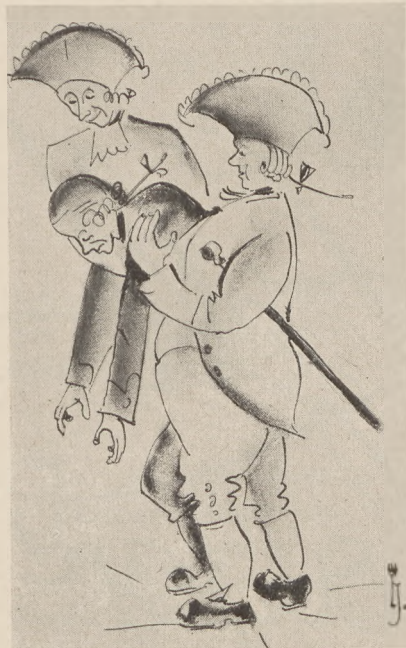


Der Alte Fritz beschaute sich das putzige Männchen

denn die Dummheit will überall gedummebeutel sein, sie verdient es nicht besser!“

Dann wischten sie sich schnalzend mit dem Handrücken ‚Ha!‘ über den Mund und lachten beide tief aus dem Zwerchfell.

(Mit freil. Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, dem prächtigen Buche von Josef Büchler „Der Alte Fritz“ entnommen.)



Ratskellerwirt und Bürgermeister schleppen Tepe nach Hause

vom Ratskellerwirt selber und dem Bürgermeister in seine Behausung zurückgeschleppt. Zwei Schöffen deckten ihn zu —

Und in Herrgottsfrüh ging dann die wunderbare Lauferei los: jeder Herr vom Stammtisch bestellte sich neue Stiefel, Tepe maß und maß — am Nachmittag war's ruchbar, und da folgten eilends der Hutmacher, der Schneider, der Hausbesitzer, der Pfarrer. Herr Tepe aber verschob alle Lieferung bis nach der Berliner Reise. „Sern, herzlich gern —“ antwortete jeder. Und die Frauen und Töchter kamen schon und ließen sich verführerische Stiefelchen an-messen mit goldenen Quästchen — ah, was waren süße Füßchen in Beckum.

Und der Stadtrat beschloß, auf Gemeindegeldern eine bronzene Ehrentafel ans Haus schlagen zu lassen, auch ein Schaufenster, groß wie ein Scheumentor, wollten sie brechen, wo Herr „Hoffschuhmachermeister Tepe“ sitzen sollte vor allen Leuten, wenn er die Stiefel des Alten Fritz nähte, daß auch die Schulkinder kämen und voll Patriotismus zuschauten, und der Lehrer sollte dazu singen lassen —

Und nun schlug die Bürgerversammlung vor, man sollte unter das kleine Häuschen Räder machen und den großen Schuster zur größeren Ehre der Stadt





Blick auf ein idyllisch gelegenes Zeltlager

# H. J. im Felt Lager

P.S.



Das in großen Feldküchen hergestellte Eintopfgericht wird in Kannen zum Lager geschafft





Frühmorgens geht es zur Wäsche unter die selbstgezimmete Duschanlage

**J** m ganzen Reich werden in diesem Jahre erstmalig Sommerzeltlager durchgeführt, in denen Zehntausende deutscher Jungen einige Wochen hindurch Freizeit und Erholung finden. Diese Zeltlager, die in den landschaftlich reizvollsten Gegenden des Vaterlandes liegen, sind der Ausdruck des Gemeinschaftswillens unserer Jugend. Schüler und Jungarbeiter aus enger Schulstube und staubiger Werkstatt durch sinngemäße Leibesübungen in frischer Luft und Sonne Erholung zu bieten — das ist der Hauptzweck aller Lager, über denen die Parole steht: Harte Kerle, gute Kameraden, treue Soldaten des Führers. In diesem Sinne vollzieht sich das Leben im Lager. Geschlafen wird nicht in weichen Betten, sondern im Zelt auf Stroh, einfach ist das Eintopfgericht aus den großen Feldküchen, aber derb, nahrhaft und reichlich. Und mit den ersten Strahlen der Sonne geht es hinaus zum Waldlauf, einige Atemübungen, ein Gliederrecken und Dehnen, und unter der selbstgezimerten Duschanlage vollzieht sich die Morgenwäsche. Sport, Spiel, Gesang und Geländeübungen füllen den Tag. Und wenn die Sonne sinkt, und die Lagerfeuer angezündet werden, ruft der Lagerführer seine Mannschaft zur politischen Stunde zusammen, wo er Fragen der Zeit behandelt und wo die Jungen sich über die brennenden Probleme der Gegenwart aussprechen.



Die Mahlzeiten werden im Freien in selbstgegrabenen Esstischen eingenommen



# Der Jahrestag eines Soldatentodes

Hermann Löns - gefallen am 27. Scheidings 1914



Dem Manne Buch und Schwert.  
Christian Günther (1695-1723).

„Um Hermann Löns ist es still geworden“, so begannen einige Sätze des Gedenkens unter der gleichen Überschrift, welche ich vor neun Jahren im „Völkischen Beobachter“ schrieb. Damals standen wir vor der Notwende unseres Volkes. Es war die Zeit des Vergessens aller völkischen Werte, welche heute wieder so selbstverständlich ihre Stelle einnehmen, daß wir die Zeit von 1918 bis zur Nationalen Erhebung schon aus der Fernsicht Geschichte gewordenen Geschehens begreifen. Vor neun Jahren war ich im Heuert 1926 auf dem Reichsparteitag der NSDAP in Weimar. Hatte ich vor dem Tage von Weimar aus völkischer Einstellung den Widerstand in mir gegen die politisch und kulturell auflösenden Strömungen der Nachkriegszeit gespürt und gehärtet, so stellte mich das unmittelbare Erleben der Persönlichkeit Adolf Hitlers mit der Gewalt einer bis dahin nur gefühlten, nun aber in tiefer Erschütterung erlebten Überzeugung mitten in den Reichtum der Gedankenwelt des Nationalsozialismus hinein. Das Erlebnis schenkte mir die Gewißheit der inneren Verbindung mit dem Gedankengut, das ich aus dem geistigen Reich völkischer Kultur und dem geistigen Schaffen der Männer, wie Fichte, Arndt, Pagarde und Chamberlain als Widerstand gegen Auflösung und Ziviliation empfunden hatte. Zu diesen Männern aus der Vergangenheit gehörte für mich aus der Gegenwart Hermann Löns. Jetzt wurden mir die tieferen gedanklichen Zusammenhänge mit dem Nationalsozialismus klar und bewußt. Und die so gewonnene Bewußtheit konnte warten, bis die politische Entwicklung den Punkt erreichte, an dem durch gedankliche Arbeit auch die äußere Verbindung vollzogen werden konnte. So ging Hermann Löns in seinem Wesen und in seinen Werken mit mir, wenn ich auch noch nicht sah, wo in der Einheit des inneren und äußeren Aufbaues im Dritten Reich sein Platz sein würde. Darum trieb es mich, seiner nach dem Erlebnis von Weimar im Kampfblatt der Bewegung zu gedenken.

## Der Kriegsfreiwillige und sein Grab

In einem Bericht aus dem Jahre 1918 — er geht auf Mitteilungen von Max A. Tönjes in der Zeitschrift „Niedersachsen“ zurück und ist überschrieben „Wo liegt Hermann Löns begraben?“ — steht die Geschichte seines Grabes, eines Soldatengrabes im Niemandsland, von Kampf zu Kampf bald in deutscher Hand, bald in der Hand der Franzosen. Knapp und soldatisch nüchtern heißt es in dem Bericht, daß das Grab in französische Hände gefallen ist, und daß der General von Emmich eine Skizze des Grabes hat anfertigen lassen, um es bei der Rückeroberung des verlorenen Gebiets wieder auffinden zu können. Das geschah durch den Angriff von Nivelle im April/Mai 1917, jedoch die Suche nach dem Grab mußte als ergebnislos aufgegeben werden. Abschließend heißt es, daß die Stätte, wo Hermann Löns die letzte Ruhe gefunden hat, wohl nie aufzufinden sein

wird. Zuletzt folgen im Bericht die Worte aus der im Jahre 1912 niedergeschriebenen „Abendsprache“:

Auf meinem Grabe soll stehen kein Stein,  
kein Hügel soll dorten geschüttet sein,  
kein Kranz soll liegen, wo ich starb,  
keine Träne fallen, wo ich verdarb.

Dann war es sechzehn Jahre still um den gefallenen Kriegsfreiwilligen des 4. Füsilier-Regiments 73. Im Mai des vorigen Jahres gab das Zentralsachverständigenamt für Kriegsverluste und Kriegergräber in Berlin-Spandau bekannt, daß bei den französischen Umbettungsarbeiten in der Gegend von Voivre auf dem Gefechtsfeld des September 1914 ein deutscher Toter mit der Erkennungs-marke Nr. 309 dieses Regiments geborgen sei. Aus der Kriegsstammrolle wurde als einstiger Träger dieser Marke Hermann Löns festgestellt. Der französische Gräberdienst setzte ihn auf dem deutschen Militärfriedhof Voivre im Grabe Nr. 2128 bei. Es schien verständlich, war aber wohl nicht im Sinne seiner „Abendsprache“, daß Hermann Löns nach Deutschland heimgeholt und im Herbst 1934 in der Lönsheide an der Straße Harburg—Soltau beigesetzt wurde. Diese zweite „vorläufige“ Beisetzung fand damals vielfachen Widerspruch. Nun hat der Führer seine letzte Ruhestätte bestimmt. Am 2. August 1935, dem Tage, an welchem vor einundzwanzig Jahren der Weltkrieg begann, ist Hermann Löns durch die Wehrmacht des Dritten Reiches im Heidegrab, das die Reichsregierung dem toten Kämpfer errichtete, bestattet worden. Wie der Soldatenfriedhof von Langemark in fremder Erde, ist das Heidegrab in der Heimat der Sinnbild des heldischen Geistes der Kriegsfreiwilligen von 1914. Das ist die unruhige Geschichte der Gebeine des am 27. Scheidings 1914 im Alter von 48 Jahren gefallenen Kriegsfreiwilligen Hermann Löns. Die Unruhe des Lebens hat ihn, der als kämpferischer Mensch sich nach dem Kampfe nichts so stark wie die Ruhe ersehnte, auch im Tode nicht verlassen. Schicksal? Wir haben nicht die Berechtigung, diese Frage auf Ja und Nein zu beantworten. Aber wir wollen das Wissen um den Weg des Toten von der Westfront bis zum Heidegrab zu der Erinnerung an Hermann Löns tun, damit es gleich ihr lebendig bleibt; denn es gehört zu ihr.

## Bestimmung

Ganz war in den Jahren nach der Revolte 1918 das Andenken an Hermann Löns nicht erloschen. In seiner Heide wurde ihm ein Gedenkstein errichtet, und an manchem anderen Ort im Vaterlande hatte sein Soldatentod die Erinnerung an den Naturfreund und den Jäger mit seinen meisterlichen Schilderungen und an seine Arbeit für den Naturschutzgedanken wachgehalten. Dankbar war dieses Gedenken. Wege, Höhen und Hütten des Waldes erhielten seinen Namen. Steine wurden ihm gesetzt, Tafeln mit seinem Bildnis wurden angebracht, und man sah in öffentlichen Gebäuden und Räumen hier und da ein Bild von ihm. Doch begaben sich solche Ereignisse in der Regel in Orten unmittelbarer Anknüpfung



an Hermann Löns. Die Anteilnahme an ihnen ging wenig über örtliche Grenzen hinaus, den Widerhall der Volksgemeinschaft konnten sie darum nicht finden. Als dann im Verlauf der Nationalen Erhebung die Bestände der Literatur im Buchhandel und in den Buchereien von den Erzeugnissen artfremder literarischer Schreibe-linge gefäulert wurden, da blieben zwischen den Lücken die Bücher von Hermann Löns stehen in ihrer fordernden Klarheit und Eindeutigkeit: jetzt waren sie recht am Platze. Die Anerkennung ihrer erzieherischen Werte bedeutete es, daß der Unterrichtsminister eine Löns-Gedenkstätte in den Schulen anordnete. Und das junge Deutschland im Freiwilligen Arbeitsdienst nahm sich seiner aus dem inneren Antrieb des Erlebnisses von Arbeit und Gemeinschaft in der Natur an.

In der Grenzmark Posen-Westpreußen, der Landschaft seiner Geburt und Jugendzeit, schufen die Werk-soldaten des Arbeitsdienstes das erste Löns-Mal des deutschen Ostens in Deutsch-Krone; am Eingang der Sagemühler Fichten, nahe der großen Durchgangsland-straße Berlin-Königsberg, ruht auf einem Sockel, umgeben von großen Wacholderbüschen, wilden Rosen und Heide, der schwere Findling mit der Inschrift „Dem deutschen Dichter Hermann Löns“. Um ihn stehen kleinere Findlinge als Sinnbild der Werke des Dichters, des Soldaten und des Jägers mit dem Namen der Bücher. Im Oktober 1934 bliesen die Waldbhörner zur Feier am Löns-Mal den Jägergruß „Jagd an . . .“

„Dem deutschen Dichter Hermann Löns“, diese Wid-mung sagt aus, was er war und wem er gehört, seinem Volk. Neben die Erinnerung an den Toten tritt sein Werk, wie es gewirkt hat, als er noch lebte, und wie es weiter wirkte, als er in das große Heer der Gefallenen des Weltkrieges eingegangen war. Das Lebenswerk hat die Geschlossenheit und Einheit, die dem Genie gegeben sind, nicht erreicht. Der Bogen, welcher von dem per-sönlichen Leben Hermann Löns' zu seinem Werk hinführt, war zu weit gespannt. Viel Kraft verbrauchten die inneren Spannungen, unter denen er körperlich und seelisch leben mußte; freilich wäre ohne sie sein reiches und vielfältiges Schaffen wohl nicht möglich gewesen. Aber sein Werk hat bestanden, weil es in sich stand. Was vor diesem Werk nicht bestanden hat, war die Zeit, in welcher der Dichter es schrieb. Wenige nur verstanden den ungeheuren Ernst und die schwere Ver-antwortung, die hinter den Büchern standen. (Es sei hier erinnert an die bunten Bücher „Mein grünes Buch“, „Mein braunes Buch“, an den Balladenband „Mein blaues Buch“, an die „Häuser von Ohlenhof“, an den „Letzten Hansbur“, an den Roman „Dahinten in der Heide“, an den „Wehrwolf“, das bäuerliche Epos des Dreißigjährigen Krieges, an das „Zweite Gesicht“, an die Bände der Tiergeschichten und an die reinsten Liedschöpfung des Jahrhunderts, den „Kleinen Rosen-garten“.)

Mit seinem Schaffen, aus der Ganzheit einer Welt-anschauung ohne Kompromisse geboren, war Löns in der zünftigen Literaturwissenschaft philologischer Spezialisten seiner Zeit nicht unterzubringen. Doch seine lebendige und zupackende Art mit der Sprache eigener Prägung, die Natur mit Pflanze und Tier so ganz unmittelbar zu schildern, Schicksale zu gestalten und zu erzählen, gewann seinen Büchern alte und junge Menschen zu Freunden. Seinem instinktsicheren Einfühlungsvermögen verdankt unsere Muttersprache einen neuen Reichtum an lebendig-farbigen und lebendig-warmen, wahrhaft schöpferisch

gewonnenen Worten und Ausdrücken. Bei vielen wissen wir schon gar nicht mehr, daß sie neu sind, so ursprüng-lich haben sie sich dem Wortschatz eingefügt. Im Zeit-alter der Zivilisation schrieb Löns über und für die bäuerliche Kultur, der Großstadt setzte er die einsame und belebte Natur der Heide mit ihrem tausendfältigen Leben und Tod entgegen. Hermann Löns hat sein Leben hindurch immer mit den Menschen Fühlung gehabt, die „aus dem breiten Unterbau seines Volkes stammten“. Der Schüler des humanistischen Gymnasiums hielt mit ihnen ebenso Freundschaft wie der Student und Journalist. So erfüllte er vom Herzen her mit innerem Leben, was der Verstand verarbeitete, was er schrieb; denn an diese Menschen dachte er, wenn er schrieb. Darum ist es natürlich, daß alle ursprünglichen Menschen aus jedem Stand unseres Volkes seinen Büchern Freund wurden. Das ist auch heute noch so.

Und wo stand das Werk von Hermann Löns in der Zeitströmung? Es stand allein da, in der unbürgerlichen Haltung seines Schöpfers, der es wagte, rücksichtslos gegen sich und jedermann, Kritik zu üben, und der sich keiner Richtung verschrieb, noch verschreiben ließ. Ein solcher Mann, in der Zeit der Herrschaft der Zivilisation und des Intellekts, hatte schon durch Form und Inhalt seiner „Kultur“-Kritik Feinde. Es war leicht, ihn durch seine beiden unglücklichen Ehen und durch die zeitweilige Leidenschaft des Trunkes zu einer moralisch umstrittenen Persönlichkeit zu machen. Die einfache Gleichung Person gleich Werk ergab seine Diffamierung. Darum muß es einmal ausgesprochen werden, daß sein Werk etwas anderes ist als sein Leben, und daß Hermann Löns anders gewesen ist als die Vorstellungen von seiner Person und seinem Leben. Es gibt bis heute nur ein Buch, welches diese Dinge klären kann: „Der unbekannte Löns“ von seinem Freund, dem Maler Hermann Knotte-rus-Meyer. Dieser stellt sachlich richtig, was Begabung und was Veranlagung, was körperlich und seelisch krank und gesund an ihm war. Der Freund übt die gebotene Zurückhaltung, wo er auf die Zwiespältigkeit und Zer-rissenheit im Wesen des Freundes eingeht und sie zu deuten sucht.

Die echte völkische Besinnung auf das Werk von Hermann Löns kam erst, wie wir schon gesehen haben, mit der Nationalen Erhebung. Die Quelle, aus welcher sein Schaffen geflossen war, die aus dem Blut geborene Liebe zum Heimatboden und seinen Menschen, ergoß ihren Strom wieder über Deutschland. Und dieser Strom belebte die Erinnerung an Hermann Löns und schenkte ihn seinem Volke ganz. Die Erkenntnis russischer Not-wendigkeiten mit ihren Forderungen fand sich in seinem Werk bestätigt. Die großen volkserzieherischen Werte wurden wieder in ihre Rechte eingesetzt. Um sie war es Hermann Löns in seinen kulturpolitischen Aufsätzen, in seinen Naturschilderungen und Tierbildern, in denen sich wissenschaftlich genaue Beobachtungen in hoher künstle-rischer Form niedergelegt finden, und in seinen Romanen vom Bauerntum zu tun. Wie er einst geschrieben hatte: „Der Bauer ist das Volk, ist der Kulturträger, ist der Rasseerhalter“, so führt von diesem Satz über die Bücher von Darré bis zu den Maßnahmen des Führers für die Erhaltung des Bauerntums eine Linie. Von ihm stammt weiter der Satz: „Wir wissen, daß Naturschutz gleich-bedeutend ist mit Rasseschutz, naturfremde Völker müssen untergehen.“ Auch seine jagdlichen Grundsätze finden heute wieder Beachtung. So hat Hermann Löns Vorarbeit geleistet zu einer Zeit, als nicht viele für diese



Aufgaben Verständnis aufbrachten und nur wenige sich mit der Tat für sie einsetzten.<sup>1</sup>

Über die Stellung von Hermann Löns zum Judentum besitzen wir in der Schilderung des Freundschaftsverhältnisses zwischen dem Maler Hagenrieder und dem jüdischen Arzt Beni Benjamin in „Das zweite Gesicht“ eine Äußerung. Der Maler als Vollgermane achtet in dem Arzt den Ganzsemiten und umgekehrt. Das ist ganz natürlich, da beide völkisch empfinden. Den Zivilisations- und Assimilationsjuden erkannte Löns durchaus in seiner kulturperetzenden Art. Vor dem Weltkrieg war diese Einstellung bedeutend klarer als der landläufige Antisemitismus ohne rassistische Grundlage und Aufklärung. Es entsprach der rassistischen Haltung von Löns, immer und überall auf den völkischen Ursprung und Urgrund aller Kultur hinzuweisen und für sie einzutreten. Die Wolfsangel, mit welcher er den „Lezten Hansbur“ ausstattete, war die von ihm stilisierte Form des Hakenkreuzes. Wie er das Hakenkreuz verstand, brachte er in der verhaltenen Schilderung der Haidbilder „Unter dem Schornsteinkleid“ zum Ausdruck. Zu dem Geheimnis des Sinnbildes hat er verdichtet, was er dort erlebte: „Ein glühender Funke stahl sich zwischen den schwarzen Torfstücken hervor, fuhr empor, besann sich, bog seitwärts ab, und ehe er in der Esse verschwand, kreuzte seine Bahn ein anderer. Ihnen machten es immer mehr nach, seltsame rote Runen durch die Dunkelheit ziehend. Kreuze bildeten sie in ihrem hastigen Fluge, goldene Kreuze, deren Enden zu Haken gebogen waren, jene Zeichen, die der Bauer einst so gern, kunstvoll verziert und auf mannigfache Art geformt, rechts und links von dem Hauspruche in den Balken über der Mißentür einmeißelte.“

Wie Hermann Löns die Zusammenhänge zwischen Bauertum, Rasse und Kultur sah, ist schon gezeigt worden. Es seien daher hier nur die beiden Romane „Der letzte Hansbur“ und „Dahinten in der Heide“ noch einmal angeführt. Der Dichter empfand den Bauer, den Arbeiter und den Handwerker durchaus als Stand in ihrem Volke, und innerhalb des einzelnen Standes sah er die Vielsältigkeit seiner Glieder: der Corfbauer war der Werkbauer und hatte seinen Wert; der Hansbur zum Beispiel dagegen war der Bauer, der die Verpflichtung seines erbten Hofes mit dem Erwerb von Bildung und Wissen erfüllt, aber deshalb Bauer bleibt und sich weder Landwirt noch Gutsbesitzer nennen läßt. In der Gegenwart und in der Vergangenheit ist Hermann Löns der Gestalt des deutschen Bauern nachgegangen. Zu der Höhe epischer Gestaltung erhebt sich der „Wehrwolf“, die Bauernchronik aus dem Dreißigjährigen Kriege. Wir zählen heute dieses Buch zu den Klassikern des

<sup>1</sup> Außer „Für Sippe und Sitte“ gab Wilhelm Deimann die Nachlaßbände „Mein niedersächsisches Skizzenbuch“ und „Gedanken und Gestalten“ heraus. In dem letzten Bande die Aufsätze über das Bauertum: „Bauernrecht und Bauernmoral“, „Volkstracht oder Bauerntracht“, „Alte Bauertänze“, „Landschaftsbild und Bauertum“ und „Der Bauer und die Tierwelt“. Sie stammen aus journalistischer Tätigkeit und sind heute in manchem überholt, bleiben aber von Bedeutung. H. L. über die Presse: „Ein hoher sittlicher und politischer Ernst soll die Grundlage einer Zeitung bilden.“ Deimann urteilt über ihn als Dichter-Journalist: „Sein ganzes Schaffen war politisch im hohen Sinne, war ein einziger Kampf um die deutsche Seele.“

deutschen geschichtlichen Romans. In den Raum deutscher Geschichte gehören auch die meisten Balladen des „Blauen Buches“. Sprachschöpferische Gestaltung bannet den Stoff zu klingendem Vers von wuchtiger Eindringlichkeit und starker Anschauungskraft. Ein Zusammenklang, der selten ist. Zuletzt erschien sein Werk „Das zweite Gesicht“. Es hat viele sachliche und persönliche, berechnete und unberechnete Angriffe aushalten müssen und ist mißverstanden worden bis in die Gegenwart hinein. Aber trotzdem bleibt es ein Buch persönlichen und künstlerischen Bekenntnisses aus innerstem Muth, dem die Achtung nicht versagt werden darf. Das Buch heißt im Untertitel „Eine Liebesgeschichte“ und ist als künstlerisches Selbstzeugnis ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum Verständnis des Künstlers, der „Seine Erlebnisse in die Kunst wirft“, wie es Moeller van den Bruck nennt, um durch Selbstergliederung seines Wesens hinter den Zusammenhang von Kunst und Leben zu kommen.

So stellt sich uns die geistige Gestalt von Hermann Löns aus der Betrachtung der entscheidenden Teile seines Werkes in ihrer Gesamtheit weltanschaulich als völkisch dar. Er vollbrachte sein Werk für ein Deutschland, das er in seinem Blute fühlte und für das er sein Blut als einzig würdigen Manneseinsatz hingab. Da ist es müßig, sich mit denen auseinanderzusetzen, die ihn für sich in Anspruch nehmen. Für uns steht er über jeder Einordnung und Klassifizierung, was man auch von verschiedenen Seiten nach seinem Tode über ihn und sein Werk geschrieben hat. Ein besonderer Aufsatz „Hermann Löns und die Literaturgeschichtsschreibung“, der einige seiner Bücher behandelt, soll im nächsten Heft des „Vollwerk“ folgen.

#### Hermann Löns und Pommern

Das Einfühlungsvermögen in die Landschaft, in welcher er lebte, war dem Dichter Hermann Löns in hohem Grade eigen. Immer hat er die Landschaft so gestaltet, daß sie ihren Bewohnern durch seine Gedichte und Schilderungen erst recht erschlossen und innerlich vertraut wurde. Es ist mit das Schönste, was sich von seiner Naturverbundenheit sagen läßt, und es gilt auch für Pommern. Aus der Greifswalder Studentenzeit von Hermann Löns stammen die folgenden Gedichte im „Junglaub“: Vorfrühling an der Ostsee, Kloster Eldena bei Greifswald, Fischerdorf Wiek bei Greifswald und Vorfrühling an der Ostsee. Es sind Gedichte aus dem stürmenden und noch nicht ausgereiften Erleben des jungen Löns. Doch sie offenbaren das dichterische Erfassen der Landschaft von See und Küste, Wald und Düne an der Ostsee in Sonne und Sturmwetter des Pommernlandes mit Wolken und Möwen. Darum verdienen auch sie es, gelesen und nicht vergessen zu werden. Wie es auch nicht vergessen werden soll, daß Hermann Löns das „Matrosenlied“ in Niendorf an der Ostsee, das er 1911 nach einem Nervenzusammenbruch aufgesucht hatte, niedergeschrieben hat. Als im August 1914 die englische Kriegserklärung einlief, sangen es Landsoldaten und Matrosen mit seinem Endreim: „Denn wir fahren gegen Engelland . . .“

**„Bauer und Krieger sind überhaupt die einzigen Berufe, die eines Mannes würdig sind. Ich müßte auch so was sein. Sterben die in einem Volke, ist es rettungslos verloren.“**

Hermann Löns.



ODO RITTER:

# Bilder

von der

# Memel



Memel

Fot. Dr. Krause

Einhalb Jahrzehnt ist auch im Leben eines Volkes eine lange Zeit. In dieser Zeit kann sich Sein und Nichtsein entscheiden, kann die erbärmliche Knute der Verhöhnung und Verfolgung und Unterdrückung ein Zerstörungswerk vollenden, das allen Menschen- und Völkergesetzen hohnspricht. Es kann sich aber auch ein Prozeß vollziehen, der die Herzen der Unterdrückten zusammenschweißt zu einer nicht wankenden Schicksalsgemeinschaft, die niemals ihre Rechte auf Freiheit und Anerkennung und Selbstbestimmung aufzugeben gewillt ist.

Die Saar ist uns leuchtendes Beispiel gewesen.

Seit 16 Jahren bietet die Memel ein Bild gleicher Geschlossenheit. Und besonders in diesen Tagen, da die Vorbereitungen zu den Wahlen zum memeländischen Landtag von allen möglichen Schikanen der litauischen Regierung durchsetzt sind, erfahren wir aufs neue, daß die tiefe Verwurzelung von deutschem Blut und deutschem Boden an

der Memel stark genug war und ist, chauvinistischen Machtgelüsten Litauens die Stirn zu bieten. Trotz der wüsten Heße und trotz der „Wahlreform“, die ein offensichtlicher Bruch des Memelstatuts darstellt, wird das Deutschtum an der Memel am 29. September wieder einer irreführten Welt zeigen, wie unsinnig und verlogen das Versailler Diktat sich seither ausgewirkt hat. Das Land an der Memel ist deutsch und bleibt deutsch — heute noch ist es ein Opfer der Versailler Diplomatie und nicht zuletzt auch ein Opfer der feigen Schwäche unserer Nachkriegsregierungen — einmal aber muß es wieder zum Reich gehören: das ist der Wille des Führers, das ist der Wille des deutschen Volkes.

Gewiß nicht aus Gründen des nationalen Selbstbestimmungsrechtes, sondern um Deutschlands Ostgrenze noch vorwornener zu gestalten, wurde auf Grund des Artikels 99 des Entwurfs zum Versailler Diktat bestimmt, das Memelgebiet ohne Volksbefragung vom Reich

abzulösen und zu freier Verfügung der Westmächte zu stellen. Aber bereits unmittelbar nach dem Zusammenbruch meldeten sich Stimmen an der Memel, die eine Angliederung an den neuen großlitauischen Staat forderten. Sie rührten von einer kleinen, doch um so rührigeren Gruppe von Separatisten her, die von Rowno aus organisiert und mit Geldern unterstützt wurde — ihr Führer war Dr. Wilhelm Gaigalat, der sich nunmehr urlitauisch „Gaigalaitis“ schrieb und sich bewußt von der Sache der deutschen Kultur abwandte. Ob schon er noch 1915 in einem Aufsatz sagte: „Die preußischen Litauer haben — das ist jedem Kenner dieses Volksstammes ganz klar — nicht die mindeste Lust, einem anderen Staate, einer anderen Verwaltung, als gerade der preußisch-deutschen anzugehören. Sie leben in gutem Wohlstande, sind dankbar für die nutzbringende Fürsorge des preußischen Staates und würden ihre gegenwärtige, hochentwickelte wirtschaftliche Lage niemals gegen eine zweifelhafte Zukunft





Weit und ruhig liegt die Memelniederung, unterbrochen von Mooren und kleinen Seen

eintauschen wollen. Auch ist die preußisch-litauische Bevölkerung in dem von ihr bewohnten Gebiet so stark von Deutschen durchsetzt, daß sie nur in den nördlichsten Kreisen etwa die Hälfte der gesamten Bevölkerung ausmachen würde... Die beiderseitige Sprache ist dialektisch verschieden, und vollends die Schriftsprache der russischen ist unseren Litauern nur sehr schwer verständlich. Kultur und Sitten weichen stark voneinander ab. Es besteht bisher überhaupt kein Verkehr, weder nationaler noch wirtschaftlicher Art zwischen den beiden litauischen Grenznachbarn; sie sind einander fast fremd.“

Selbstverständlich, daß die Bestrebungen der Separatisten überall auf Ablehnung der Bevölkerung stießen, daß überall, selbst in den litauisch sprechenden Gegenden, spontane Kundgebungen stattfanden, die eindeutig das Deutschtum der Memel unter Beweis stellten.

Aber Versailles blieb „Sieger“. Kaltblütig wurde 1919 das Memelgebiet und seine deutschgesinnte Bevölkerung verhöckert. Der Widerstand wuchs, man war einmütig entschlossen, sich nicht freiwillig vom Reich losrennen zu lassen. Im Landkreis Heidekrug, der die meisten Litauer zählte, leisteten 21 758 von 23 399 Wahlberechtigten ihre Unterschrift für das Reich.

Einsprüche der deutschen Reichsregierung gegen den Raub der Memelkreise waren lahm und verhalten. So heißt es in einer entscheidenden Ententenote: „Das fragliche Gebiet ist immer litauisch gewesen, die Mehrheit der Bevölkerung ist nach Ursprung und Sprache litauisch. Die Tatsache, daß die Stadt Memel selbst zu einem großen Teile deutsch ist, rechtfertigt in keiner Weise das Verbleiben des ganzen Gebietes unter deutscher Hoheit, insbesondere des-

wegen nicht, weil der Memeler Hafen Litauens einzigen Ausgang zur See darstellt. Es ist beschlossen worden, daß Memel und das benachbarte Gebiet den Mächten überlassen werde, weil die staatliche Zugehörigkeit der litauischen Territorien noch nicht bestimmt ist.“ Diese Bestimmung aber wurde in Paris getroffen, ohne die Bevölkerung selbst in einer geheimen Abstimmung gefragt zu haben.

Die staatliche Zukunft der Memel blieb weiter ungewiß. Aber noch 1929 äußerte der litauische Gesandte, Dr. Puryški: „Mir ist wohl bekannt, daß die Nationalitätsverhältnisse im Memelland keineswegs eine Angliederung des Gebietes an Litauen notwendig erscheinen lassen. An dem kleinen Territorium ist Litauen nichts gelegen, wenn es dafür einen dauernden Konflikt mit dem Deutschstum zu gewärtigen hat. Die Memelfrage als nationale Frage ist für Litauen keine derartige Angelegenheit der nationalen Art, wie die Wilnafrage... Es ist uns auch völlig unklar, was die Entente damit bezweckte, als sie das Gebiet von Deutschland losriß.“ Auch im Jahre 1921 blieb die staatsrechtliche Frage des Memelgebiets unverändert. Unter dem Schutz eines französischen Oberkommissars, der inzwischen mit zwei Bataillonen für Ordnung und Ruhe an der Memel zu sorgen hatte, wütete die großlitauische Propaganda weiter. Im März erschien die Verordnung, daß an sämtlichen Volksschulen auf Verlangen der Eltern die Kinder am litauischen Religions-, Schreib- und Leseunterricht teilnehmen sollten. Aber das Ergebnis war für die Separatisten kläglich und lächerlich: bei 22 000 Schülern wurden nur 400 Anträge auf litauischen Sprachunterricht und 1110 Anträge auf litauischen Religionsunterricht gestellt.

Bemühungen deutschbewusster Männer, wenn nicht den Wiederanschluß an das Reich, so doch die staatliche Unabhängigkeit, einen Freistaat Memel zu erreichen, mußten an der Starrheit der Ententemächte scheitern — obwohl neun Zehntel der stimmfähigen Memelländer bei der listenmäßigen Volksbefragung im Mai 1922 sich für ein unabhängiges Memelland erklärt hatten.

Unter diesen Umständen kamen die Ereignisse des 10. Januar 1923, einen Tag vor der französischen Ruhrbesetzung vielen nicht mehr überraschend: 6000 litauische „Freischärler“ überschritten die memelländische Grenze, um durch einen militärischen Handstreich die Einverleibung des Memelgebiets zu erzwingen. Die Kowmoer Regierung erklärte mit dreifacher Frechheit, „an dieser spontanen Volkserhebung im Memelgebiet“ gänzlich unbeteiligt zu sein — mußte es sich aber in einer Ententenote gefallen lassen, daß man „aus zahlreichen und übereinstimmenden Informationen die Gewiß-







heit erlangt habe, daß der Gewaltstreich, der es den litauischen Banden ermöglicht hat, sich die Gewalt über das Memelgebiet anzueignen, in Litauen vorbereitet worden ist, daß die litauische Regierung Geld, Waffen und Ratschläge erteilt, und Mannschaften und Offiziere ihrer regulären Armee in das Gebiet entsandt hat.“ Trotzdem: Frankreich und die übrigen Westmächte fanden sich schließlich mit dem großlitauischen Gewaltakt ab, da ihnen ja an einer Schwächung Deutschlands im Ostseeraum sehr viel gelegen war und zudem den Litauern irgendein Ersatz für den Verlust des Wilnagebietes an Polen zugestanden werden mußte. Und es kam so wie es kommen mußte: am 18. Februar 1923 beschloß die Pariser Botschafterkonferenz, dem litauischen Staat die Hoheit über das Memelgebiet zu übertragen.

Damit begann der eigentliche Kampf ums Memelland. Zwar wurde durch die Memelkonvention vom 8. Mai 1924, die

zwischen England, Frankreich, Italien, Japan und Litauen geschlossen wurde, dem Memelgebiet weitgehende Unabhängigkeit zugesichert — aber es war nur eine papierne Unabhängigkeit, an die nur der unpolitische Trummer glauben konnte. Denn tatsächlich hat sich in den folgenden Jahren Litauen herzlich wenig nach den Festsetzungen des Memelstatuts gerichtet. Die zahllosen Übergriffe, die nur vom blinden Fanatismus zeugten, sind noch in guter Erinnerung. Kaum ein Artikel der Konvention, der nicht im Laufe der Zeit übertreten oder doch wenigstens nach litauischem Sinne verdreht wurde! Kaum ein Tag, der nicht von maßlosen Verfolgungen der Memelländer zu berichten wußte!

Und der Erfolg? Am 10. Juli fanden die Kreistagswahlen in den drei Landkreisen statt: 62 deutschen Abgeordneten standen nur 6 großlitauische gegenüber. Und am 19. Oktober desselben Jahres errang bei den Wahlen zum Landtag die deutsche Einheitsfront mit 56 916 Stimmen 27 Sitze, die litauischen Parteien dagegen nur 3761 Stimmen und 2 Sitze! Der großlitauische Chauvinismus hatte eine Niederlage erlitten, wie sie empfindlicher nicht sein konnte, die man aber durch verdoppelte Schikane irgendwie wieder wettzumachen suchte. Am laufenden Bande wurden den Memelländern in kultureller, wirtschaftlicher und rechtlicher Hinsicht Drangsale aufgelegt — ihre Beschwerden blieben meist fruchtlos — und die Weimarer Republik hatte scheinbar andere Sorgen. Aber zäh kämpfte das Memelvolk den stillen und verbissenen Kampf um sein Deutschtum weiter. Und es gab anlässlich der Wahlen am 4. Mai 1932 auf alle Verfolgungen diese Antwort: die deutschen Parteien erhielten 53 765 Stimmen und 24 Sitze gegen 11 963 Stimmen und 5 Sitze der großlitauischen Listen. —

Jetzt steht das Memelland vor einer neuen Wahl. Täglich berichtet die Presse von Statutswidrigen Machenschaften der Litauer. Nur langsam schenken das Ausland und die Konventionsmächte den Beschwerden der Memeldeutschen Gehör — aber die Stimmen mehren sich, die die furchtbare Zielbewußtheit eines an sich bedeutungslosen Zwergstaates aufdecken, sich über alle völkerrechtlichen und sittlichen Bindungen hinwegzusetzen und sich mit unerhörter Verschlagenheit den in der Memelkonvention übernommenen Verpflichtungen zu entziehen. Und wenn in diesen Tagen das litauische Regierungsblatt „Vietuvos Aidas“ davon spricht, daß nunmehr die Wahlen in einer „normalen Atmosphäre“ stattfinden könnten, da die neue Wahlordnung mehr als bisher auf den Willen der Wähler Rücksicht (!) nehme, dann sprechen doch die tatsächlichen Verhältnisse eine völlig andere Sprache — eine Sprache, die selbst einer sonst gleichgültigen Auslandspresse mehrfach Gelegenheit zu Angriffen auf die großlitauischen Methoden gab.

Wir aber wissen, daß unsere Memel auch diesmal geschlossen, trotz Heße und Verfolgung, hinter ihrem Deutschtum steht und ein Bekenntnis ablegen wird, so laut und klar, daß es die Welt nicht überhören kann!

Der Führer des nationalsozialistischen Deutschland hat es in seiner großen außenpolitischen Reichstagsrede der 13 Punkte am 21. Mai von sich gewiesen, in irgendwelche vertraglichen Bindungen oder Vereinbarungen mit Litauen einzutreten, solange die Regierung dieses Staates nicht den einfachsten Rechtsbegriffen einer Völkerordnung zur Geltung verhilft. Alle Dinge nehmen ihren Lauf. Auch die verbrecherische Vergewaltigung des memelländischen Deutschtums durch Litauen kann auf die Dauer nicht ungestraft bleiben.

Zur Regenzeit sind große Flächen der Niederung überflutet



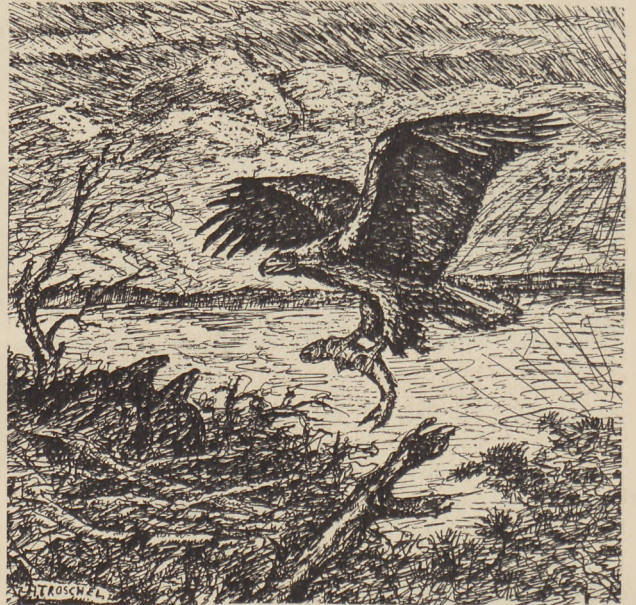
Die Aufnahmen sind dem vortrefflichen „Memelbilderbuch“ von Walter Engelhardt entnommen (Verlag Grenze und Ausland, Berlin).



# Pommersche Adler

Srimmig ist der Nordwest. Ganze Wasserberge schiebt er vor sich her und wirft sie auf die großen Felsblöcke, daß die weißen Schaumfetzen wie eine Schar aufgeschwechter Tauben weit ins Land flattern. Der Wald hinter den Dünen ist diesem Winde kein Hemmnis: morsches Holz hat er abgedreht, abgestorbene Äste zerknackt und die ersten Bäume am Rande schief gelegt im Laufe der Jahre. Frei ist jetzt seine Bahn, die hohen Niefern pendeln mit den Köpfen wie Schilfrohrbüschel; alles beugt sich der Macht dieses Windes. Erst die starken Buchen weit im Inneren des Waldes trotzen ihm. Ihr Stamm steht säulenfest, nur zitternd rauscht ihr grünes Gewand.

Die stärkste der Buchen trägt in ihrer Krone einen Adlerhorst. Der alte Adler dort oben will fliegen. Er hat sich in den Wind gestellt, der hart seinen Körper anpackt und schüttelt, aber die starken Fänge halten fest. Am Rande des Horstes haben sie Halt in den dürren Ästen. Nun beugt er sich nach vorn und öffnet die Schwingen ein wenig, gestützt durch die Luft läßt sich leichter das Gleichgewicht halten. Jetzt fließt der Wind liebkosend um seinen Kumpf und innen vorbei an den Flügeln, jedes Federchen streichend — das ist Anreiz genug, sich nun ganz dem Winde hinzugeben. Er öffnet weiter die Schwingen, sie immer noch gewölbt lassend. Dann kommt plötzlich Luft unter sie. Stark reißen sie nach oben und heben den schweren Körper leicht vom Horste ab. Die Schwingen schlagen wieder kräftig nach



unten, recken sich und spannen eine Tragfläche. So werden sie genau in die Stromlinie gestellt. Der Adler weiß, so trägt ihn die Luft am besten. Leicht nur schwankt der Körper, jede Bö, jeden kleinsten Stoß dämpfen die Flügelspitzen ab, die großen Schwungfedern tasten und fühlen sich ein in den Wind. Jetzt tut er keinen Flügelschlag mehr, mit starren Schwingen gleitet er über den Wald bis hinunter zur Brandung — dort steht er still in der Luft, über brausendem Gischt, dreht den Kopf, sein starker Schnabel blinkt hart wie Stahl, sein Auge forschet — er weiß, das Meer gibt heute keine Nahrung. So richtet er sich wieder hoch und läßt sich vom Winde nach oben werfen, kreist dann in kurzem Bogen um. Der Schwanz pendelt, klappt auf und zu und zeigt den weißen Fächer, aber dann ist diese Wendung beendet. Im Winde zittern die Flügelspitzen, der Körper aber liegt ruhig, und weiter segelnd verschwindet er hinter den Bäumen. Der Wind ist stärker geworden, und das Schilfrohr legt sich fast waagerecht auf das Wasser nieder. Der Wind heult. Kein Wetter schreckt die Adler. Der Wind wird zum Sturm, dem halten sie stand. Wellen jagen über die schwarzen Blöcke; zwischen den Steinen kochen die Wasser.



So wohnt der Adler am liebsten — zwischen Meer und Binnensee auf einem schmalen bewaldeten Streifen Landes. Oben in der Krone des stärksten Baumes ist der Horst erbaut. Adler brauchen Sicht und Weite für Auge und Flug. Weit draußen auf See die schwarzen Punkte sind längst schon von ihnen als Boote erkannt, ehe Menschenaugen dort überhaupt etwas entdecken. Die Fischer auf See aber wissen nicht, daß drüben weit am Lande im Dunst Augen sind, die Tag für Tag im grauen Morgen sie kommen sehen. Der Adler kennt sie seit langem. Kennt sie bei Stille und Sturm. Und sieht das Licht der Frühsonne sich brechen an den nassen Planken der Boote. Den Menschen kennt er, seinen einzigen Feind,



der ihm die Nahrung raubt und ihn mit seinem Feuerstrahl vernichten kann. Vandeinwärts sieht er vieles andere noch, sieht über Wälder, Dörfer, rote Dächer, Türme, Mensch und Vieh. Und auch die Eisenbahn kennt er, die fette dicke Raupe, die dort am Walde kriecht und weiße Wolken spuckt.

Die Adler jagen. Die warme Luft, die von den Dünen aufwärts steigt, hat sie bis unter die Wolken hinaufgeführt. Die See liegt da, platt wie Quecksilber. Unbarmherzig strahlt die Sonne, jedes Sandkörnchen erwärmend, bis dann um die Mittagszeit ein ganzer Strom flimmernder heißer Luft hochsteigt — da sind die Adler, die Fittiche weitgespannt, ohne Anstrengung höher und höher in unendlich viel Spiralen mitgegangen. Wie wunderbar, daß die Strömung der warmen aufsteigenden Luft jede Feder, jedes Federchen seines Körpers hebt. Der Adler kennt diese Thermik und weiß ihre Kraft vollendet zu nutzen. (Erst heute können wir Menschen das auch.) So steigt er dann allmählich in die Sphären reiner, kalter Luft, dorthin, wo sich der Aufstrom verdichtet und aus dem warmen Hauche die balligen, weißen Wolken wachsen. Dort segelt er lange, wie berauscht von der Weite; nun gleitet er ab, über dem Meere kreist er nochmal kurz, legt dann plötzlich die Flügel an und stürzt herab. Dicht über dem Wasserspiegel wölben die Schwingen einen Fallschirm, der die Luft darunter zusammenpreßt, das Wasser stiebt, und die Fänge krallen einen Fisch. Schwer schluchten jetzt die Flügel heimwärts. Die Jungen im Horste haben die Alten nicht aus den Augen verloren. Jetzt rufen sie laut und ungeduldig nach ihnen: ... jog, jog, jog, jogjogjog! Sie müssen warten, bis sie endlich das Schlagen von Schwingen hören — aber schon bald ist einer da von den Alten. So rasend kommt er angebraust, über die Bäume hinweg, daß die obersten Zweige vom Luftzuge schwanken. Gewaltig arbeiten die Flügel und es klappt laut, als er den Horstrand faßt und die Flügel zusammenschlagen vom plötzlichen Halt. Die Jungen hüpfen heran, schnarren zufrieden und streiten um die Beute.

Der Adler geht schlafen. Die Sonne, die schon tief steht, gibt jetzt lange Schatten. Dicht an den Stamm gedrückt ist er nun selber ein Stamm. Rötlichbraun ist sein Gewand, wie die knorrige Kiefer — sein Schlafbaum. Die Jungen im Horst bleiben allein, sie ducken sich vor der Dunkelheit; die Augen blinzeln müde, weit hinten im Lande sehen sie noch kleine Lichter; da wohnen die Menschen. Über ihnen flackern die Sterne, unter ihnen atmet die See leise in gleichmäßigen Zügen. Drüben auf den schwarzen Hügeln liegt der Mond wie eine Schale aus Gold. Sein schwaches Licht legt sich sanft auf die schlafenden Adlerkinder dort oben im Horst.



Die Adler wandern. Die Nacht ist still. Rühler Hauch weht über das Land mit herblichem Duft. Die Milchstraße entlang in Richtung Südwest ziehen jetzt Wanderer mit schlagenden Schwingen. Geisterhaft, unsichtbar rauschen die Heere vorüber. Wanderndes Vogelvolk. Schwäne, Reiher, Kraniche und Wildgänse. So geht das jetzt die ganze Nacht und den ganzen Tag. Die einen wandern geordnet, gestaffelt oder in Linie immer in größerer Zahl, die anderen aber reisen wie Krähen, wild durcheinander, eine flattrig-zapflige Masse. Da ist aber einer, der kommt allein. Königlich sein Blut. Fern der Masse, unnahbar. Würdevoll und einsam. Nicht in ferne Länder zieht er, den anderen nach; denn nicht müssen kann er die weiten Wasser, den wilden Wald mit Eichen und Kiefern. Die gehören zu ihm, das sind seine Geschwister. Urplötzlich ist er da, das Hinterland seines Reiches musternd. Schweigend mit schluchtenden Schwingen durchstreift er das Land über herbstliche Wälder mit blinkenden Seen, oder er schwebt segelnd dahin, die Tragflächen weit gespannt, großmächtig wie ein Wesen aus anderer Welt.

## Jahrgang 1914/15. Don F. Kohls.

An Eurer Wiege  
sang die Mutter keine zarten Schlummerlieder,  
mit tränendunkler Stimme klagte sie  
dem eig'nen Herzen einsam ihre Not;  
sie spann, in Eurem Anblick sorgend liebevoll versunken,  
nicht hoffnungslos'ge Träume, gläubig schauend  
in einer fernern Zukunft stetes Glück.  
Ihn leidenvolle Sehnen Eurer Mütter  
klang fernher grollend schweren Kampfes Dröhnen,  
und immerfort durchhallte die Nacht  
der gleiche Schritt marschierender Kolonnen...

Das Lachen Deines Vaters hast Du nie gekannt —  
Denn als er sieh und wundgeschlagen heimgekehrt,  
da ward der Glaube ihm geraubt ans Vaterland,  
und viele Jahre ging er mutlos in die Irre,  
für Euch das Brot zum Leben notvoll nur ertrögend,  
und nur an Euer Dasein knüpfte sich das seine —  
Bis endlich Glauben weckt der eine Mann...  
Und jetzt ist Deine Zeit, mein Sohn, gekommen:  
Du darfst die Waffen wieder tragen frei!  
Du ziehst voll Stolz  
das alte graue Ehrenkleid des Vaters wieder an!  
Und haben wir, was wir gewollt, auch nicht gewonnen,  
Ihr werdet unser Deutschland einend gründen, fest und neu!



# Beschwerde gegen den Lehrer T. hier

G., den 11. Februar 1891.

Hochgeährter Herr Minister wollen unsere unterthänigste bitte Ehrfürhtig anhören. Nämlich was das unser Lehrer T. hier is, der Aergert die Gemeinde wo er man blos kann. Nämlich unsere Kirche hat for anderhalb Jahr eine Orgel bekommen und die hat der Lehrer auch erst gespielt, aber mit der Zeit da hat er gesucht, wenn ich die soll spielen, dann muß mir die Gemeinde 30 Mark aus die Kirchenkasse gäben. Der Pastor, Herr B., hat das die Kirchenverträter auch vorgelägt und diese haben nein gesagt, da sie ja auch nich anders können, denn sie sind ja Vertreter for die Gemeinde und nich for den Rüstler und for den Pastor, und wenn die Kirche auch reich ist, so is es do besser, das Geld, was in der Kirchenkasse is, das kommt die Gemeinde zu Gut als dem Rüstler. Darauf hat nun der Rüstler mit einem Mal die Orgel nicht gespielt und so ist es nun schon seit Pingsten und hat er nun ein großes Aergernis gemacht in die Gemeinde und schickt sich das nich for einen geistlichen Herrn und der Herr Pastor stöckt ihm dabei noch den Rücken Statts das er ihm mit seinem Antrag vor die Kirchenverträter sollte runter machen, daß er wie ein Worm zu Kreuz kriecht. Aber Lehrer T. geht nun noch weiter und Aergert die Gemeinde noch mähr und verlangt fors Heizen der Schulstube 18 Mark und dann will er eine Pumpe haben und verlangt er auch noch Seige und das bleibt immer so bei und die Behörden sind auch immer so schwach und stehen dem Rüstler immer bei trotzdem daß sie doch die Nichtswürdigkeit des Lehrers durchschauen müßten.

Herr Minister, wir können das nur mit einem heiligen Eid versichern, Herr T. ist ein ganz hochmütiger Mensch, der sich gar nich demütigen will for die Gemeinde. Früher war das sil besser mit die Lehrer, als noch der alte Meister S. hier Lehrer war, das war ein einfacher Mann, der ging in seiner Jacke einfach daher und half uns Bauersleuten beim Heuen und beim Aulsten und war dann froh, wenn er sich den Sommer bei uns durchessen konnte. Aber das war auch ein Gottesfürchtiger Mann und Bescheiden und Demütig for die Gemeinde. Aber dieser T. is hochmütig, heiratet eine Frau aus B. von die Verwandtschaft von Herrn Suppreudenten, wo das doch hier im Dorf genug Mädchen sind, die er hötte heiraten können und sollen wir ihm vor seine hohe Gemahlin noch Heizungskosten gäben.

Geährter Herr! So einen Lehrer halten wir Bauern for garnüch und wenn er noch hochmütig is un nich demütig for die Gemeinde, dann halt ich ihn nich so hoch ein meinen Hund, und mag der Herr Pastor dann sagen, was er will. Herr Minister, die Lehrer bekommen jetzt sil zu sil Gehalt, Meister S. bekam nich 100 Taler Gehalt und dieser bekommt über 200 Taler. Is das recht? Is das for den lieben Gott zu verantworten? Herr Minister! Soll das besser werden mit die Lehrer, dann muß die Gemeinde mehr Macht bekommen über die Lehrer, dann muß der Schulz und die beiden Schöffen immer das Gehalt des Lehrers zu bestimmen haben oder der Pastor. Wenn denn der Lehrer recht demütig is for die Gemeinde, dann kann er ja auch seine 600 Mark kriegen, is er aber hochmütig und will die Orgel nich mehr umsonst spielen und die Schulstube nich mehr heizen, dann muß die Gemeinde ihm das Gehalt auf 300 Mark heruntersetzen, dann wird Musche T. schon kurr werden.

Herr Minister, wir G. Bauern haben bis jetzt immer Kunstervatif gewehlt sowie es der Herr Landrath wollte, aber dann müssen uns auch die Behörde und der Herr Pastor beistehen, denn sonst geht der Bauerstand zu Grunde. Unsere Kirchenkasse is so reich, da könnten wir ganz gut unsere Gemeindelasten mit gut machen, aber mit so was dürfen wir dem Pastor garnich kommen. Wenn der Pastor uns hirbei zu willen wär, dann würden wir ihm auch gern zu willen sein: Darum bitten wir den Herrn Minister, daß sie uns arme G. Bauern zu unserm Recht verhelfen, den T. anzuhalten, daß er die Orgel für umsonst spielt, das Heizen wieder wie immer besorgt und mit der Fiedel und der

Pumpe uns vom Leibe bleibt. Unsere Kinder können auch ohne Fiedel fromm und rechtschafende Menschen sein. Meister S. hatte keine Fiedel und keine Landkarte und keinen Klobus gehabt und wir sind doch alle fromm und verständige Leute geworden.

Die Regierung in S. kennt die Verhältnisse garnich, wenn sie die Gemeinde das Heizen ausschlägt, die Absalsanz lägt das dem Lehrer auf und das der Lehrer eine so feine Frau Heirathet, die for Heizen sil zu gut is, das geht die Gemeinde nichts an und von der Pumpe steht im Rezäñ nichts nich drin. Und die Orgel das is doch ein Schandal, selbst das liebe Gotteshaus verläßert so ein dummer Lehrer mit seinem Hochmut und Stört die Andacht der Gemeinde, damit das er die Orgel nich spielt. Aber Niemand schützt uns in unserem Recht. Der Pastor is gleichgültig gegen uns, der Supperdent in B. is ein Verwandter von T. Der schreibt an die Regierung alles Mögliche hin und die Regierung in S. glaubt ihm das, und wir Armen sind verrathen und verkauft. Der Herr Minister is aber hinter unserm Hochbegnadigten Herrn Kaiser der mächtigste im Staat und dürfen nur ein Wort sagen und Pastor und Supperdent und Regierung müssen sich ihrer Allmacht unterwerfen. Helfen der Minister uns zu unserm Recht dann wählen wir auch Kunstervatif, stehen Sie aber auch dem Lehrer bei, dann wählen wir Bauern alle liberal. Das haben wir uns alle einmütig vorgenommen. Vor einem Lehrer beugen wir uns noch nich. Dafür halten wir so einen Lehrer for sil zu gering, da mit erlaubniß gefagt Spucken wir darauf.

Des Herrn Ministers unterthänigste Bauern von G.—  
gez. R . . . . .

Wir bitten den Herrn Minister dringent die Sache bei der Regierung in S. genau zu verhören, denn was dahin berichtet is, das stimmt nich. Vom Rezäñ und der Kirchenmatrikel is garnich die Rede.

S. 2.

## Gedichte von J. H. E. Büttner

### Der junge Schmied

Geht mir meinen Hammer wieder  
Meine Hände wollen schaffen,  
Daß sich von dem laugen Rasten  
Meine Muskeln wieder straffen.

Ich bin jung, ich will nicht feiern,  
Will nicht länger stempeln gehn.  
Will am Amboß und am Feuer  
Meiner roten Schmiede stehn.

Pflug und Sichel will ich schmieden  
Und den schwarzen Hengst beschlagen,  
Und den Segen meiner Arbeit,  
Bruder, dir entgegenragen.

### Herbstlied

Die Tage sind so klar wie Glas.  
Wir wagen kaum ein Wort zu sprechen,  
Wir fürchten, daß sie sonst zerbrechen,  
Denn Gott gab uns im Übermaß.

Wie sich die Bäume tief verneigen,  
Sie können kaum die Früchte tragen.  
Vom Felde fährt der letzte Erntewagen —  
Und Gott geht durch das tiefe Schweigen.



# Friedrich der Große

## der König der pommerschen Bauern und Siedler

Für die Provinz Pommern fand der Alte Fritz Worte des Lobes wie für keine andere Provinz: „Die Pommern haben einen geraden, naiven Sinn; Pommern ist von allen Provinzen die, welche die besten Kräfte sowohl für den Krieg als auch für die anderen Dienstzweige hervorgebracht hat; nur für die Verhandlungen möchte ich sie nicht verwenden, weil ihre Offenherzigkeit

man kann sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in Verteidigung des Vaterlandes, sowohl im Felde als zu Hause, mit Gut und Blut beigestanden haben.“ Solche Worte aus dem Munde des mit Lob nur sparsamen Königs sind sehr selten.

Im Jahre 1740, bei seinem Regierungsantritt, hatte



Christian Rauch: Friedrich der Große, Berlin *Staatl. Bildstelle*

in die Politik nicht hineinpakt, wo man oft List gegen List ausspielen muß. Es würde den Pommern nicht an Geist fehlen, wenn sie gebildeter wären. Jedoch werden sie niemals listig oder verschmitzt sein . . . sie liefern gute Offiziere, kraftvolle Soldaten; es gibt unter ihnen ausgezeichnete Finanzleute.“ Noch im hohen Alter, als der König durch mancherlei schlimme Erfahrungen sehr verbittert und mißtrauisch geworden war, sagte er im Jahre 1770 in Stargard: „Ich will ihnen gern helfen; denn ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und

Preußisch-Pommern 309 739 Einwohner auf 506 Quadratmeilen. Im Jahre 1755 waren es schon 373 423. Durch den Siebenjährigen Krieg verlor die Provinz 75 941 Menschen, fast den fünften Teil. Beim Tode des „Bauernkönigs“ im Jahre 1786 zählte Pommern 438 784 Einwohner. In diesen Zahlen sind die Städte mit einbegriffen. Auf dem flachen Land stellt sich die Bevölkerungsbewegung folgendermaßen dar: 1748 wohnten auf dem Lande 228 549, 1755: 280 342, 1762: 224 046 und 1786: 336 745 Menschen. In diesen Jah-



len spiegelt sich getreu der ganze Umfang der Kolonisation Pommerns unter Friedrich dem Großen. Der Minister Graf Hertzberg schätzte in seiner Rede vom 27. Januar 1785 die Zahl der pommerschen Kolonistenfamilien auf 5312, ihre Kopfzahl wird mit etwa 26 560 Personen angenommen. Der vorher genannte Menschenzuwachs beruhte also zum großen Teil auf natürlicher Vermehrung, an der die Siedlerfamilien selbst einen erheblichen Anteil hatten.

Die Siedlungstätigkeit Friedrichs des Großen in Pommern gliedert sich in zwei deutlich erkennbare größere Abschnitte, die bis zum Siebenjährigen Krieg und nach diesem bis zum Tode des Königs reichen. Das Werk, das durch Heilung der Wunden des Krieges, Verbesserung des Bodens und Neusiedlung schon von 1762 ab in Pommern begonnen wurde, war bedeutend größer als die Tätigkeit vor dem Kriege. Es wurden allerdings etwa 100 Dörfer schon vor dem Kriege gegründet, aber man hatte in dieser Zeit wohl erst die Grundlagen geschaffen.

Die glückliche Gabe des Königs, überall die rechten Menschen auf die für sie passende Stelle zu setzen, ließ ihn auch für die innere Kolonisation hervorragende Mitarbeiter finden. Für die Zeit vor dem Kriege war in Pommern der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau ein vorzüglicher Helfer bei der Besiedlung des Landes. Der Prinz war der jüngste Sohn des „Alten Dessauer“ und hatte außer seinen Soldatentugenden auch den nüchternen, klaren Blick des Vaters für praktische Dinge geerbt. Der in vielen Schlachten bewährte Offizier, der lange Zeit als Generalleutnant in Stargard in Garnison stand, war zugleich ein tüchtiger Landwirt.

Als das Werk an der Oder zu einem glücklichen Ende gebracht war, übernahm der Prinz die Leitung der gesamten Neusiedlung in Pommern und bewies dabei große Tatkraft, Geschick und Glück. Das letzte war auch notwendig. Nicht umsonst hatte der König das Wort geprägt: „Meine Generals müssen fortune haben.“ Und dies nicht nur im Kriege! Die Pommersche Kammer war dem Prinzen unterstellt und arbeitete nach seinen Plänen. In zahlreichen Berichten meldete der Prinz dem König den Erfolg seiner Tätigkeit als „Siedlungskommissar“. Erfreut dankte der König für die guten Nachrichten: „Ich hoffe, daß es mit der Aufnahme dieser Provinz noch mehr und mehr continuieren werde.“ In allen Dingen aber, auch in Kleinigkeiten, behielt sich der König seine letzte Entscheidung vor.

Die von dem Prinzen veranlaßten Neusiedlungen liegen besonders dicht in der Gegend der Oder und im westlichen Teil Hinterpommerns. Sie reichen aber auch weit nach dem Osten der Provinz. Nur ein einziger pommerscher Kreis, nämlich Regenwalde, hatte unter Friedrich dem Großen keine Neusiedlungen aufzuweisen.

Der Siebenjährige Krieg unterbrach des Prinzen eifriges Wirken für Pommern. Bei Prag, Kockbach und Leuthen zeichnete er sich hervorragend aus, wurde beim Überfall auf Hochkirch verwundet und starb, noch verhältnismäßig jung, am 11. April 1760 im 48. Lebensjahr. Ende 1759 schrieb nun der König mit eigener Hand: „Es thuet mir recht Sehr leidt, vohr ihnen, woher es So Schlimm ist wie man mir es Sagen will, und wehre ich Sie mein tage nicht vergessen, nuhr thuet es Mir leidt, das ich ihnen meine Erkenntlichkeit vohr alle ihre Mühe und Fleis nicht habe Erkennen können.“

Gewiß, es gab unter den Siedlern hier und da minderwertiges Pack, das sich in voll eingerichtete Höfe hineinsetzen ließ und nachher noch erwartete, daß hilf-

reiche Hände kämen, ihnen das schnittreife Korn abzumähen. Man hatte gar keine Möglichkeit, die Siedler vorher auf ihre Eignung zu prüfen, wie das in unseren Tagen geschieht. Die Werbeoffiziere, die überall in Deutschland und im benachbarten Ausland nicht nur auf Soldaten, sondern auch auf Siedler Jagd machten, waren zufrieden, wenn sie die vorgeschriebene Anzahl richtig beisammen hatten. Aus aller Herren Länder kamen die Einwanderer. Friedrich der Große hatte es selbst ausgesprochen, es sollte „kein Unterschied der Nation oder Religion gemacht werden.“

Nur Juden waren vom Erwerb von Grundbesitz gänzlich ausgeschlossen. Zum Siedeln hatten sie sowieso keine Neigung, aber am Handel hätten sie sich gern bereichert. Am 9. August 1753 forderte die Regierung in Berlin die Pommersche Kammer auf, Vorschläge zu machen, wie die Juden aus den vielen hinterpommerschen Kleinstädten entfernt werden könnten, wo sie den Handel der kleinen Kaufleute sehr schädigten. Die Kammer schlug vor, eine eigene Judenstadt in Leba zu gründen. Friedrich der Große interessierte sich selbst für den Plan. Er wurde aber nicht ausgeführt, weil sich die vorgeschlagene Gegend nicht für die Anlage einer Stadt eignete.

Die alteingesessene Bevölkerung war anfangs gar nicht entzückt von dem Zuzug der Fremden und bemühte sich nach Kräften, es den Neulingen so schwer wie möglich zu machen. Der König drohte: „Wer das Etablissement der Fremden erschwere, oder selbige zu schikanieren sich beikommen lasse, wird auf Festung gebracht werden.“ Das wirkte eine Zeitlang. Der Gegensatz zwischen den alten Orten und den Kolonistendörfern hat aber noch jahrzehntelang bestanden.

In der harten Probe der Bewährung auf der Scholle schied sich bald die Spreu vom Weizen. Was nach einigen Jahren harten Kampfes in der neuen Heimat aushielt, war es wert, in den Volkskörper aufgenommen zu werden. Die meisten Geschlechter, die damals in der pommerschen Erde Wurzel schlugen, treiben noch heute gesunde, kräftige Keiser zum Wohle des Landes. Nach der Stärke ihres Anteils an der Siedlung verteilen sich die Einwanderer folgendermaßen: Pfälzer, Mecklenburger, Polen, Schwedisch-Pommern, Sachsen und Schwaben. Was die Polen betraf, so wünschte der König keine „Stockpolen“ in seinen Landen. Sie schienen ihm für preußische Verhältnisse nicht geeignet. Tatsächlich ist festzustellen, daß vorwiegend nur Polen mit deutschem Namen angeführt wurden. Um alle diese Menschen zur Einwanderung nach Pommern zu bewegen, mußte man ihnen etwas bieten. Mit Geld und sehr weit reichenden Freiheiten wurde nicht gespart. Bei der Bewilligung der Privilegien ging man allerdings nicht überall einheitlich vor. Um die Siedler besonders günstig zu stellen, schuf der König einen neuen Bauernstand, den es bisher in Pommern nicht gegeben hatte. Man kann die Neusiedler als Erbzinsbauern bezeichnen — sie waren freie Leute, zu keinen oder doch zu sehr geringen Diensten (Vorspann) verpflichtet, konnten ihren Hof frei vererben und nach eingeholter Genehmigung auch verkaufen. Dagegen leisteten sie einen jährlichen „Ranon“, dessen Betrag verschieden, aber nirgends hoch war. Jede Familie bekam eine Reihe von Freijahren (bis zu 15) zugebilligt, die gänzlich frei von körperlichen und bürgerlichen Lasten waren.

Zum Aufbau der Höfe wurde freies Bauholz angefahren, manchmal auch ein Baukostenzuschuß gezahlt. Die Siedler brauchten beim Überschreiten der Grenzen



ihres neuen Heimatlandes keinen Zoll zu zahlen, „von altem und neuem Hausgerät, welches sie zum Gebrauch und nicht zum Handel mitbrachten.“ Der Träger der neuen Siedlung stellte jedem Bauern eine besondere Erbverschreibung aus, in der alle Rechte und Pflichten genau niedergelegt waren. Jeder bekam eine reichliche Ackernahrung bis zu etwa 100 Morgen. Freies Raff- und Legehholz und Hütung vergab man nicht. Vergleicht man damit die Lage der Laß- und Amtsbauern, so wird man sich nicht wundern, daß sie die Siedler beneideten und gern an ihre Stelle getreten wären. Um so erbitterter war der König, wenn die mit vielen Kosten (man berechnete die Ansiedlung einer Familie auf etwa 600—1000 Reichstaler) angesetzten Leute ihre Höfe im Stich ließen und davonliefen. Das kam leider oft genug vor. Die schärfsten Erlasse ergingen gegen diese Flüchtlinge. Kein Mißerfolg aber konnte den König davon abbringen, das einmal gesteckte Ziel weiter zu verfolgen.

Jedes Jahr kam Friedrich der Große nach Pommern. Die erste Reise trat er schon im Jahre 1740 an, 30mal ist er in unserer Provinz gewesen. Zuerst ging er immer nach Stargard zur Truppenbesichtigung. Unterwegs, an jedem neuen Vorspannorte, erwarteten ihn Landräte, Schulzen, Beamte und Bürgermeister, um Rechenschaft abzulegen über ihre im Vorjahre geleistete Arbeit. Dem scharfen Auge des Königs entging so leicht keine Unordnung und Nachlässigkeit. Überall verlangte er saubere Arbeit. Noch gründlicher als sein Vater arbeitete er sich in die geringsten Kleinigkeiten ein. Das war ein großer sittlicher Sieg über seine eigene Natur, die, anders als die seines Vaters, nicht zur Kleinarbeit geschaffen war. Stets war er mit praktischen Verbesserungsvorschlägen bei der Hand.

Im Juni 1782 kam er z. B. durch das Dorf Linde bei Neustettin. Er schrieb über seinen Besuch dem Finanzrat Schütz, dem Nachfolger des genialen Brenckenhoff: „Zum andern ist ein großer Teich dabey, und es ist Meine idee, wenn das faisable ist, das man solche Bagger machen läßt, wie zum Exempel in Schwienemünde sind, und suchet, mittelst solcher die gute Erde aus den Teichen herauszuschaffen und bringet solche so-

dann auf das Sandland. Das ist indessen, wie gesagt, nur so eine idee von Mir, die, wenn sie auszuführen stünde, gewiß von großem Nutzen seyn würde, indem der Schlamm und die gute Erde, aus den Teichen die Sandländer ungemein verbessern würden. Es kommet also darauf an, daß deshalb Versuche angestellt werden; die Bagger will ich denn auf meine Kosten machen lassen. Zum dritten, so liegen von Neustettin die Felder zu sehr entfernt und können von den Bürgern nicht so recht genützet werden. Da habe ich die idee, wenn es anginge, daß daselbst ein Vorwerk etabliert würde,



Friederizianisches Siedlerhaus in Neudorf b. Zublitz, 1753 Fot. Friese

dergestalt, daß denen Bürgern das Eigenthum der Länderei immer verbleibet und daß sie von dem Vorwerk die Pacht kriegen, so wird der Acker besser in Ordnung gehalten und bringet mehr Nutzen. Viertens geht der Kanal, der da zur Ablassung der See gezogen worden, über das Terrain des Dorfes Rüdde, dieses muß dafür dedommagiert werden, daß sie nichts dabey verlihren. Ihr habt also alle diese Sachen in attention zu nehmen und das weitere zur Erreichung der Absicht zu besorgen. Straudenz, den 6. Juni 1782.“

Es gibt schwerlich einen Erlaß, der bezeichnender wäre für das Wirken Friedrichs als Kolonisateur in Pommern. Auf seinen Reisen erwarb sich Friedrich eine umfassende Personalkennntnis und eine solche Vertrautheit mit allen Verhältnissen seines Landes, wie sie wohl nie wieder ein König besessen hat. (Fortf. folgt)

## Träumerei. Von Franz Lommatzsch

Still liegt der See im Mittagschlaf,  
Die grüne Flut ward flüßig-heißes Gold,  
Das glühend wie in schweren Barren  
Dem Himmel unhörbar entrollt...  
Und alles ist so märchenstille,  
Die kleinen Wellen kosen nur am Strand  
Und dieses leise, müde Plätschern  
Hat all mein Sehnen auch gebannt...

Die Erde weicht vor solchem Schimmer,  
Der nah und ferne funkelnd kreist,  
Ich seh nur noch ein helles Strahlen,  
Nach lichten Landen strebt der Geist...  
Und glanzgeblendet schließe ich die Augen,  
Ich fühle um mich nicht mehr Hast und Last,  
Bin licht und leicht, befreit von aller Schwere,  
Lieg' sonnentrunken eingehüllt im Staft...





As Adebor verläden Harmst tau de grote Keiß' nah Afrika rüsten ded un dat letzte Mal up sinen Sump, un up sin Nest in den ollen Widenboom seihn ded, dunn läd hei den Kopp bedencklich up de ein' Sid un säd tau sine Fru: „Mudding“, säd hei, „sallst seihn, dat geiht keinen gauden Sommer dörch sind dörch Brauk un Sump allerhand frömde Minschen tau Gang' west mit Bandmat, Tollstöcker un Dinger. Un oft heww ick dat Wurt „Siedlung“ hürt, wenn ick up de Poggenjagd was un niglich de Minschen tauneeg keem, dat ick doch ok wat von ehr Bertells vernehmen künn!“

„Red' un red!“ hadd Fru Adebor dunn seggt, „de Minschen warden sick wenig um unsen Sump un uns' Nest in den ollen Widenboom kümmern! De Sump liggt all von Uröllervadder her in den sülwigen Taustand, as min Mudding mi vertelt hett, de ok all in den ollen Widenboom utkamen is un den sei mi nahst as Utstür hett vermaken laten!“

„Willen seihn, wat du recht behöllst“ hadd Adebor dunn seggt, „man mi kümmt dat so vör, as wenn in uns' leim' Vadderland all so männige Sump uprüümt is un ok disse Placken hier nich mihr lang' so liggen bliewen ward!“

„Na, denn helpt dat nich!“ säden de beiden, „willen aftäuwen“, flögen de Flinken, flögen nochmal äwer ehre olle Neststäd' un fögen wid, wid nah Afrika, wo dat immer warm is un immer Poggen giwot. — — —

Was dat ok wedder Vörjohr worden, un as an den irsten Sünndag in'n Aprilmund de Sünne so recht warm schinte, dunn was Fründ Adebor allein trügg kamen, wil sine Fru (as de Frugenslüd' so sind) mit ehr „Frühjahrstoilette“ nich farig worden wir un in en poor Dag' nahkeem.

As nu Fründ Adebor äwer sinen arm- un eigen-däumlichen Sump kreifen deed, was em dat, as süll hei sin Oogen nich tru'n. De olle Wid' mit dat Nest was weg, von den Sump wiren blot en poor Grawens ävrig bliewen, un up dat junge Land stünnen all gor Hüser; ehliche doroon wiren all farig, un ehliche surten blot noch up dat rode Teigeldack. Dat was Fründ Adebor denn doch tau stripig. Man wil hei up de wide Keiß' hadd Hunger kregen, stakte hei mit sine langen Beinen irst mal einen Grawen lang, wo em ok glik de oll' Poggenkanter in de Möt leep, de in den Grawen Notwahnung betagen hadd.

„Dat deiht mi leed üm di“, säd Adebor tau em, „man dat warst du doch inseihn: du bist hier nicks mihr nüttl“ un flök em äwer.

„Wat nu?“ dachte Adebor nah dat irste Frühstück, un: „Wat ward Mudding dortau seggen?“, was sin tweit' Gedank'.

Den tweiten Dag dorup keem denn ok Fru Adebor in Sicht, un hei flög ehr freudig entgegen. As sei nu beiden dat von bawen in Oogenschin nehmen, dunn säd hei nicks un keek blot up sine Fru. Von unnen hürten sei schriegen un de Rinner singen: „Adebor, du gauder, bring' min 'n lütten Brauder!“

„Nackerwohr!“ säd Adebor, „irst nehmen sei einen de Hüsung, un denn willen sei ok noch so wat!“ Man Fru Adebor dreichte sick üm un säd: „Weißt wat, Hans Adebor? Wat anner Lüd' können, dat können wi ok! Wi siedeln!“ Den Adebor verflög dat de Red', un wenn dat nicht bawen in de Luft west wir, denn hadd hei de Flinken äwer den Kopp tausamen slahn. Man wat sick de Fru in den Kopp sett't hadd, dat sett'te sei ok dörch. (Un werker Fru deiht dat woll nich?) Un so flög denn Fru Adebor up dat schönste Siedlerhus, sett'te sick dal un säd: „So, Hans Adebor! Hier dünt mi dat paßlich! Süh mal, unse olle Widenboom was doch all recht olmig un wanschapan. Un wenn wi nu hier up dit nige Siedlerhus uns' Nest bugen, denn, gläuw' ick, warden wi woll ok uns' Rohrung un vör allen ok uns' Arbeit hewwen!“

Un so keem denn dat ok. In de ganze Siedlung güng de Red' dorvon: „Dau, Nahwer'sch, weißt all? Up Nahwer Möller'n sin Hus bugt de Adebor!“ Un de Lüd' keken dat Pörken bi dat Nestbu'n tau. Man de Ollen säden wider: „Worüm denn grad' up Nahwer Möller'n sin Hus? De sind doch all beid' in de Föstigen!“

Un so wör dat Sommer; de Siedler hadden wenig Tid, sick üm Fründ Adebor tau kümmern; un Adebor hadd wenig Tid för de Siedler, wil hei sine Jungen, vier wiren dat ditmal west, grot fänden müßte. Un wil de Sump nich mihr was, müßte hei immer en Enn' lang wider fleigen, bet hei an den Strom keem. Man dorför wiren de Poggen ok fetter un smeekten nich so muurig.

Fru Adebor deed ok ehr Ding' un was lustig dorbi. Man einmal in de Johann'snacht hadd sei sick in ehr Nest doch binah up den Dod verfiert. Un dat keem so: As sei up ehre Jungen seet, de grad' de irsten Federpielen kregen, dunn wiren tauirst de halwe Nacht de jungen Lüd' in de Siedlung heil lustig west, hadden jungen un up den Treckbüdel speelt un wiren dörch en grot Füt'r Sprungen. Un as nahst de Klats tau Enn' was un Fru Adebor bet taum Morgengragen noch en Poor Oogen vull nehmen wull, dunn wör dat unner ehr an



den Husgemel lewig. Wat hadd sei sick verfiert! Sei dachte tauirst an Jü'r, man dat keem anners as mit de seel' Fru. Unner de Eck' von den Gewel, wo sei ehr Nest hadd, was dat Finster von Elsing ehre Slapkamer, un Elsing was de Dochter von de beiden ollen Möller un güng in't Tweiuntwintigst'. Dor stellte wen 'ne Ledder an de Mur', un durte ok nich lang', was heimlich en Mannsmensch in dat apene Finster steegen. As Fru Adebör vull Angst ehren Adebör wecken deed, klaperte der in'n halwen Drom: „Dat lat man, Mudding! Dat kuumt all taurecht!“ — — —

Ku is dat wedder Harwt; Fründ Adebör un sine Fru sind mit dat irste Johr, dat sei in de Siedlung wahren, ihr taufreden. As sei ihr gistern Affsheed nahmen

hewwen, stünn dat heile Siedlerdörp buten un winkte ehr tau. Ok Elsing Möllers stünn up den Hof un keek de beiden wehleidig nah. Man bi ehr stünn Wahwers Korl un Jäd: „Schad', Elsing, dat de beiden nich bet anner Woch' bliewen! Jck hadd sei doch tau girn noch up uns' Hochtid seihn!“

Dunn drückte Elsing ehren leiven Korl mit ehre Hand den Mund sachten tau. Man Fründ Adebör leet sick nochmal den Kalenner dörch den Kopp gahn, un dorbi keem hei up de Reknung, dat hei sick kamen' Börjohr en beten beeilen möt, wenn hei mit de beiden Twäsch'en, de hei Elsing un Korl vör den Schreck in de Johann's-nacht taudacht hett, pünktlich in de Siedlung indrapen will. — — —

## Pommerscher Dreschertag

Überallhin ist heute die Dreschmaschine gedrungen; in den verschwiegensten und weltentlegensten Orten brummt ihr gleichförmiger Gesang. Mit ihr wird im Bauernhause auch manch Stück alter Poesie ausgelöscht. Der schwere Klang der Dreschflügel erschallt nur noch selten, nur in solchen bäuerlichen Gehöften, die Langstroh zum Decken ihrer Wohn- und Wirtschaftsgebäude oder ähnlichen Zwecken gebrauchen. Tausende wachsen heute schon auf dem Dorfe auf, ohne es von der Tenne jemals herüberzingen zu hören: „Kommt zum Dreschen!“

Der alte Klang der Dreschflügel war freilich lustiger, seelenvoller als das unbestimmbare und undeutbare Gesurr der Maschinen. An ihr steht der Mensch heute schweigsam und verlassen. In dem Klange der Dreschflügel aber liegt wahrhaftige Musik, allen verständlicher Takt, die Flügel klopfen die schönsten Walzer von dem Tennenraum herunter, singen in die Küche der Bauernfrau hinein, rufen in das Dorf hinüber, geben den Dreschern oben auf den Hügeln und unten im Tal Antwort und stärken und ermuntern zur Arbeit. Die ist recht anstrengend und wird schon beim matten Paternenschein auf der Tenne begonnen, um bis zur anbrechenden Dämmerung zu dauern. Oft war es üblich, daß sich die Nachbarn gegenseitig halfen.

Drosch einer allein, rief man ihm zu: „Gib acht, daß du nicht raus (aus dem Takt) kommst!“ Wird schon zu zweien gedroschen, tut Hilfe not: „Kommt helfst!“ oder „Steht auf!“ Auch wurde früher nur: „Tipp tapp!“ unterlegt. Manchmal hörte man bei dem Zweitakt: „Collpatsch! Collpatsch!“ Bei dreien klingt es schon lustiger: „Rocht Fleisch an!“ oder: „Hau du zu!“ In manchen Gegenden hieß es auch: „Stich Raß ol! Stich Raß ol!“

Wenn aber vier geübte Drescher die Flügel schwingen, entsteht die schönste Polka: „Kommt zum Dreschen! Kommt zum Dreschen!“ oder: „Ruchen backen! Ruchen backen!“ oder: „Immer feste! Immer feste!“ Mitunter auch: „Rocht Rauchfleisch an! Rocht Rauchfleisch an!“ und: „Raß hat gemaust! Raß hat gemaust!“ oder: „Raßenschinder!“ Der

Zünftakt ist der schwierigste: „Weil du so dumm bist! Weil du so dumm bist!“ oder: „Sack hat kein Zipfell Sack hat kein Zipfell!“ Vielfach ist das Fünferdreschen auch mit Bitternis verknüpft: „Mama ist noch krank! Mama ist noch krank!“ oder: „Trockne Kartoffel! Trockne Kartoffel!“

Viel lustiger geht es her, wenn sechs im Takte dreschen. Dann klingt es nebenbei aus dem wirbelnden Walzer: „Nehmt den Bock beim Schwanz! Nehmt den Bock beim Schwanz!“ oder: „Heute woll'n wir tanzen! Heute woll'n wir tanzen!“ Dem Lehrling taktet er auch zu: „Wer nichts weiß, kann auch nichts! Wer nichts weiß, kann auch nichts!“ oder: „Drei Schimmel, drei Rappen! Drei Schimmel, drei Rappen!“



Vesperpause

Fot. John



## Nachklänge zum Rominternkongress

Die Tagung der kommunistischen Internationale in Moskau ist mit einem besonders anfeuernden Appell an das Weltproletariat abgeschlossen worden. Die offizielle sowjetrussische Presse erklärte, das Weltproletariat sei nochmals ermahnt worden, jeden Glauben an einen „automatischen Untergang“ des Kapitalismus aufzugeben, nur durch Anwendung von Gewalt könne man den Kapitalismus besiegen. Der Rominternkongress wird von dem Sowjetblatt als der Kongress der Mobilisierung der höchsten Aktivität und Initiative aller Kräfte aller kommunistischen Parteien bezeichnet, einer Mobilisierung zum Zweck der Gewinnung der Mehrheit der Arbeiterklasse und Vorbereitung zum Kampf für die proletarische Weltrevolution. In diesem Kampf würde der jetzt zum Abschluß gelangte Rominternkongress mit seinen Richtlinien den Massen der Werktätigen als ein Leitstern erscheinen.

Im Verlaufe des kommunistischen Weltkongresses wurde über nicht mißzuverstehende Weisungen an die kommunistischen Parteien und Organisationen aller Länder berichtet, die eine energische Beschleunigung der revolutionären Tätigkeit verlangten. Schon während des Kongresses machten sich denn auch besonders in Frankreich und in den Vereinigten Staaten kommunistische Unruhen bemerkbar. Frankreich schwört trotzdem in lauten Tönen auf die sowjetrussische Freundschaft. Ob aus politischer Ehrlichkeit oder aus machtpolitischer Zweckmäßigkeit, mag dahingestellt sein.

Die Vereinigten Staaten machten als Erste Front gegen die unverantwortlichen heßerischen kommunistischen Umtriebe. Scheinbar hat man doch endlich eingesehen, daß der Weltkommunismus nicht mehr mit dem Summknüppel auszuwickeln ist, sondern daß man dem Übel an seiner Wurzel beikommen muß. Der amerikanische Botschafter übergab im Außenkommissariat eine ungewöhnlich scharfe Protestnote, die sich gegen jegliche kommunistische Einmischung in inneramerikanische Angelegenheiten wendet. Die Vereinigten Staaten warnen in der Note vor möglichen ernstesten Konsequenzen, falls die russische Regierung nicht gewillt oder imstande sei, solche Einmischungen in Zukunft zu verhindern. Der Protest wird in einer Verletzung des Abkommens zwischen Roosevelt und Litwinow vom 16. November 1933 begründet. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Anlaß zu der Besorgnis besteht, daß angesichts der gegenwärtigen internationalen Lage die Entwicklung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion unvermeidlich zum Abbruch kommen muß, falls die augenblicklich gezeigte Aktivität Sowjetrußlands fortbauert.

Das neue Deutschland hat es nicht nötig, auf diplomatischem Wege Schritte gegen den Weltkommunismus zu unternehmen. Die Zeiten, in denen die revolutionären Reden der Moskauer Machthaber in der deutschen Arbeiterschaft Widerhall fanden, sind endgültig vorbei. Daß es so gekommen ist, ist weder dem Postzeiknüttel noch diplomatischen Verhandlungen zu verdanken, sondern allein dem Sieg der nationalsozialistischen Weltanschauung, die der sicherste Wall gegen alle klassenkämpferischen Bestrebungen ist. tr.

## Die Waffenbrüderschaft Moskau-Prag

Zu dem Prager Besuch sowjetrussischer Generalstabs-offiziere nimmt der nationale „Uj Magyarzag“, das Blatt der ungarischen Militärkreise in auffallend scharfer Tonart Stellung.

Die tschechisch-russische Waffenbrüderschaft, schreibt das Blatt, eile mit Siebenmeilentiefeln der Verwirklichung einer panslawistischen Verbrüderung entgegen. Europa werde voraussichtlich erst am Tage des hereintretenden allgemeinen Orkans diese neue Gefahr wahrnehmen, die jetzt dank der französischen Unterstützung die westliche Kultur bedrohe.

Ungarn sei jedoch gezwungen, schneller als die übrigen Mächte die Gefahr eines neuen Tatarenfeldzuges aus dem Osten zu erkennen und die Bewegungen der waffenstarrrenden Feinde genau zu beobachten. Die Prager Verbrüderungsfeste zwischen der Sowjetrussischen und der tschechischen Armee zeigten, daß die gegenseitigen militärischen Besuche zwischen Rußland und der Tschechoslowakei zur Tradition zu werden beginnen. „Im Zeichen des Friedens“ sei das jüngste tschechisch-russische Militärbündnis geschlossen worden.

„Im Zeichen des Friedens“ würden jetzt fieberhaft neue tschechische Flugplätze für Sowjetrußland geschaffen und „im Zeichen des Friedens“ würden eines Tages sowjetrussische Kosaken mitten im Herzen Europas auftauchen. Offenbar aus rein pazifistischen Gründen fänden jetzt tschechische Manöver statt, bei denen sowjetrussische Generale eifrig den tschechischen Kanonenrohren die Richtung zum „ewigen Frieden“ wiesen. Zweifellos werde Benesch versuchen, in Genf die begreifliche Nervosität Polens, Ungarns und Deutschlands ob dieser „friedlichen Ziele“ zu zerstreuen.

Piebedoll blicke Frankreich auf diese von ihm geschaffene tschechisch-russische Umarmung. Diese Entwicklung erlange ihre wahre Bedeutung durch den von der Dritten Internationale begeistert gefeierten Arbeiteraufstand von Brest, wo französische Bürger von Zulukaffern niedergeknallt worden seien.

## Der deutsche Flottenbesuch und die deutsch-polnischen Beziehungen

Die polnische Presse unterstreicht in ihren Berichten über den deutschen Kreuzerbesuch in Gdingen die Herzlichkeit der Aufnahme, die sowohl die polnischen Kriegsschiffe in Kiel wie auch der deutsche Kreuzer in Gdingen gefunden haben. Es wird auch besonders betont, daß diese Besuche einen weiteren Schritt vorwärts in der Entwicklung der deutsch-polnischen gutnachbarlichen Beziehungen bedeuten. Der dem Regierungslager angehörende „Kurjer Polski“ schreibt: „Die polnische Bevölkerung begrüßt die Vertreter der deutschen Kriegsflotte um so herzlicher und aufrichtiger, als dies der erste Besuch der deutschen Marine in Gdingen ist. Viele Jahre hindurch ist selbst der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Besuches ein Traum gewesen. Schon die Gegenüberstellung dessen, was war, und dessen, was heute ist, gibt den Beweis für die Normalisierung der nachbarlichen Beziehungen, die auch die Grundlage und die Wurzeln des gegenwärtigen Besuches bilden.“ Das Blatt sagt weiter, daß die deutschen Gäste sich von der Entwicklung Gdingens, in dem Polen sich für immer an der Ostseeküste festgesetzt habe, überzeugen könnten, und daß die Größe Gdingens und seiner Organisation auf die deutschen Besucher gewiß einen starken Eindruck machen werde. Ein solcher Eindruck werde gewiß zur Vertiefung der kameradschaftlichen Beziehungen zwischen den Kriegsflotten der beiden Staaten und weiter zur Festigung wirklich guter freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Staaten selbst beitragen.

## Moskau nennt die finnländisch-polnische Haltung unklar

Das nach dem Besuche Beck's in Helsingfors ausgegebene Communiqué ist in Moskau als unklar und nebelhaft kritisiert worden. In der Sowjetpresse wurden auch die Äußerungen des finnländischen Außenministers Harkzell gegenüber Pressevertretern in ähnlicher Weise kritisiert. Die Moskauer Presse verriet dabei nicht nur die Unzufriedenheit, sondern auch eine gewisse mißtrauische Besorgnis, da man im Zusammenhang mit der Reise Beck's wieder einmal „Umtriebe“ gegen die Sicherheit der Sowjetunion befürchtet hatte. In den heutigen Ausgaben der Moskauer Blätter wird nun der Meinung Ausdruck gegeben, daß Beck in Helsingfors keine wesentlichen Ergebnisse erzielt habe, weil Finnland mit Rücksicht auf die skandinavischen Staaten sich zu einer engeren Bindung an Polen nicht entschließen könne.



# Die Fischer von Jarsholm

Roman von WALDEMAR AUGUSTINY



P. Suchy

Copyright by Wilh. Gottl. Korn, Breslau

### (3. Fortsetzung)

Auf Wunsch werden neuhinzugekommenen Abonnenten die bisher erschienenen Teile kostenlos nachgeliefert.

Also um Schmuggler die ganze verzweifelte Arbeit, um Schmuggler Verlust eines Menschenlebens. Kapitän Brüllau flucht, haut seine Faust am Kompaß blutig, will zum Revolver greifen. Aber die Zöllner fallen ihm in den Arm. Die Zöllner beschwören ihn, sich nicht unglücklich zu machen. Nachzuweisen ist den Banditen, die klappernd, wie frierende Neger, an Deck stehen, nichts. Kapitän Brüllau muß sie mit nach Kostock nehmen und höflich an Land lassen.

Dolle Geschichte! Die Fischer hörten atemlos zu und vergaßen, daß sie diese Nacht nutzlos auf der Brücke herumstanden. Rasmoin erzählte so anschaulich, als hätte er wirklich alles selbst erlebt. Mit zittrigen Händen, mit dem Mienenwechsel seines verknitterten Greisengesichtes mehr noch als mit Worten malte er die furchtbare Nacht, das Schiff, das wie eine Jackel im Dunkeln trieb, die ohnmächtige Wut des Kapitäns. Und der Sturm, der die ganze Zeit mit Heulen und Toben die Erzählung begleitete, tat das Seine: alle waren hingerissen, und es war gleichgültig, wo Rasmoin die Geschichte herhatte.

Rasmoin tippte an seinen Mützenkirm. „Paßt man gut auf die Brücke“, sagte er und wollte gehen. Aber da griffen verschiedene Fäuste nach seinem Rock. Eine gehörte Möller Lois. „Was hast du denn mit der Brücke“, sagte er.

„Ich weiß nicht recht“, gurgelte Rasmoin aus der Tiefe seiner Kehle, „ich weiß nicht, aber mitunter habe ich so meine Ahnungen.“

„Der Spinnt. Merkt ihr denn nicht, daß Rasmoin immer Spinnt“, ruft jemand.

„Der ist auf dem Buckel nicht ganz klug.“

Da schlug ein Brecher über den Brückenkopf und klatschte kalte Spritzer in die Tür des Kühlhauses. Gleichzeitig war es, als stemmte sich ein riesenhafter Rücken von unten gegen die Brückenplanken, daß es nur so krachte. Da wurden die Fischer still und dachten an die Worte, die Rasmoin gesagt hatte.

Rasmoin schlängelte sich soeben auf die Brücke, er warf noch einen hochmütigen Blick über die Schulter, der sagte: merkt ihr was? Dann war er fort.

Es dauerte nicht lange, Rasmoin konnte noch nicht auf dem Strandweg sein, da stürzte wie Wasser aus Eimern schwarze Dunkelheit über die Brücke. Das Licht war aus. Eine Sicherung war durchgebrannt, die Leitung war zerissen, eins von beiden, jedenfalls war es duster. Es hatte nun keinen Zweck mehr, hier auf der Brücke zu stehen. Das Unwetter außerdem nahm eher noch zu und konnte lange anhalten. Es war das beste, nach Haus zu gehen und sich für ein paar Stunden aufs Ohr zu legen.

Jemand schrie: „Aber bei Jars brennt noch Licht.“ Da blickten alle durch das rückwärtige Fenster und sahen den Lichtschein aus der Gaststube, es war wie ein ruhiges Auge mitten in der aufgeregten Finsternis. Einer nach dem andern torkelten die Fischer über die Brücke. Sie blieben zuweilen stehen, spuckten in den Wind über das Brückengeländer, dann gingen sie weiter. Sie ließen sich Zeit, gerne gaben sie ihren Posten auf der Brücke nicht auf. Sie hatten das

Gefühl einer Niederlage, obwohl doch keiner an diesem Wetter schuld war.

Jakob fühlte sich von der allgemeinen Niedergeschlagenheit angesteckt. Er hatte noch seinen besonderen Kummer: ihm war seine erste Ausfahrt vermasselt worden. Aber was war diese Enttäuschung gegen die schlimme Tatsache, daß die Jarsholmer Flotte nicht auslaufen konnte? Das bedeutete einen Tag oder gleich mehrere Tage Ausfall, mithin mehr Sorge, größere Einschränkung, bei diesem und jenem Hunger.

„Was meinst du“, sagte Jakob zu Möller Lois, „wilst du zu Bett gehen?“

„Ja“, meinte der, „was bleibt dir anderes übrig? Aber wieso fragst du?“

„Ich denke, wir könnten bei Jars noch einen Grog trinken.“

„Ja, wenn du das sagst. Ist mir schon lieber, als in der Flohbox zu liegen. Wir könnten gut einen Grog zusammen trinken.“

„Was meint ihr“, fragte Jakob die dunklen Gestalten, die vor ihm und hinter ihm über die Brücke schipperten, „würdet ihr einen Grog mit uns trinken, wenn ich euch einlade?“

„Ja, gewiß“, sagten die, und dann sprach es sich über die ganze Brücke weiter: Jakob wollte einen Grog ausgeben. Da dachte keiner mehr dran, nach Hause zu gehen. Da fanden alle die Aussicht doch ganz erfreulich, den Rest der Nacht auf eine vernünftige Art zu verbringen. Da fing mancher an, recht freundlich über Jakob Möller zu denken, und man sprach davon, als man über die Brücke schipperte, wie schön Jakob den schwarzen Riels vertrimmt hatte.

Der vierte Grog kam, und nun wurde die Gesellschaft allmählich lebendig. Der Sturm ging mit unverminderter Heftigkeit weiter, man hörte die Brandung schwer und dumpf wie Geschützfeuer rollen, ab und zu geisterter Blitze vor den Fenstern. Aber man achtete nicht mehr auf das Wetter. Der Grog bewährte sich auch in dieser Nacht.

Da ging die Tür auf. Hein Dick trat ein. Er tat verwundert, als er die ganze Mannschaft in der Wirtschaft sah, und wollte durchaus keinen Platz nehmen. „Ich komme nur wegen dem Rettungsboot“, sagte er. „Ist die Mannschaft zusammen?“

„Jawoll“, meldeten sich einige Stimmen.

„Heinrich, Christian Mett, Tewes, Hannes, Hein Klüt, gut alle zusammen. Also, wenn ihr was merkt, Blaufeuer oder Raketen, dann nichts wie raus. Und dann ruft ihr mich.“

Hein Dick wollte wieder gehen, aber er tat nur so. Als zwei Fäuste an seinem Rock zogen und als Lina einen Stuhl an Jakobs Tisch heranzog, ließ er sich herbei, einen mitzutrinken. Lina feute sich, daß ihr Vater auch dabei war. Es wäre schade um diesen Abend gewesen, so einer ereignete sich nicht oft in Jarsholm. Und außerdem war Jakob Möller doch ein Kerl, mochte man sonst über ihn denken, wie man wollte. Jedenfalls war es gut, daß Vater mit dabei war.



Jakob ist ein großartiger Kerl“, krächte Räsmon. „Was der alles hinter sich hat. Klingt wie reine Lüge, ist aber wahrhaftig zu erzählen. Jetzt ist er gerade dabei, wie er zu seinem vielen Geld gekommen ist.“

„So“, meinte Hein Dick, „das soll mich mal verlangen. Das möchte ich auch hören, Jakob Möller, wie du das so gut geschafft hast.“

„Ach, viel ist es ja nicht“, lenkte Jakob ein, und Möller Vois, der über Jakobs Verhältnisse Bescheid wußte, gab ihm recht. „Ist eben so viel, daß Jakob hier gut und anständig anfangen kann, mehr nicht.“

„Aber immerhin. Geld wird überall schwer verdient“, meinte Hein Dick. „Soll mich doch verlangen.“

Also los, dachte Jakob und erzählte. Er erzählte, wie er nach dem Krieg in die Vereinigten Staaten gegangen war und was er da alles getrieben hatte. Vadendiener, Küster, Holzfäller, Erntearbeiter, Schlafwagenkontrollleur, eigentlich alles, was es gab, war er gewesen. „Ja, und vor einigen Jahren hatte ich allerlei Geld zusammen. Ich war damals in der amerikanischen Provinz Tennessee, liegt ungefähr in der Mitte der Staaten. Ich hatte soviel Geld, daß es vielleicht zur Überfahrt langte. Damals dachte ich noch nicht daran, daß man auch Geld mit nach Hause bringen mußte. Ich wollte bloß nach Haus. Ich hatte einen blödsinnigen Erieb, nach Haus zu kommen. Ach, Riners, was Heimat bedeutet, weiß man erst, wenn man sie nicht mehr hat. Ihr wißt nichts davon. Prost, ist nicht böß gemeint, aber davon habt ihr keine Ahnung, wie das so in einem Mann Jahre um Jahre bohren kann.“

„Kann wohl sein“, nickte Möller Vois.

„So schlimm ist es aber nicht“, meinte Hein Dick.

„Warum strampeln wir uns denn hier ab in Jarsholm, wo bei der Fischei so wenig herauskommt? Könnten es ja leichter haben, wenn wir unsern Schiet hier verkaufen und Händler würden, irgendwo in der Stadt. Kee, so schlimm ist es auch nicht, wie Jakob Möller sagt.“

„Mag wohl sein“, fuhr Jakob fort. „Aber damals dachte ich, so hundeelend kann es einem nirgendwo gehen wie in der Fremde. Vieber hätte ich den Lokus in einem Hotel in Kiel oder wo geschrubbt, als mit einem Sack voll Geld in den Staaten leben. Na, ist ja einerlei. Also, ich ging mit meinen Kröten nach Memphis. Ich hatte etwas Gold und einen guten Haufen Dollarnoten zusammengewickelt und in meinen Brustbeutel gefan. In Memphis wollte ich einen Mississippi dampfer benutzen und dann den Ohio rauf und das letzte Stück mit der Bahn nach Neuyork. War alles genau überlegt und eingeteilt. Es konnte nichts mehr passieren. In Memphis traf ich einen Finnen. er nannte sich Söderhjelm, weiß der Teufel, wie er in Wahrheit hieß. Dem ging es wie mir. Er sprach nur von seiner Heimat. Er wollte, sagte er mir, einen Onkel in Louisvüle besuchen und den um Reisegeld anpumpen. Er sprach Deutsch und Englisch, so konnten wir uns gut unterhalten. Unterwegs wurden wir Freunde. Es gab nichts, was uns trennte. Einmal waren wir auf dasselbe Mädchen scharf. Es fuhren nämlich allerhand Weiber mit, und den halben Tag wurde unter dem Sonnensegel getanzt. Wir hatten es auf ein und dieselbe kaffebraune Deern, und wir hätten sicher alle beide Glück bei ihr gehabt. Aber wir waren viel zu sehr befreundet, keiner ging ran. In Louisvüle stieg der Finne aus, und als wir uns noch einmal über die Kelling hinweg die Hand gaben, bekam er Tränen in die Augen. Nach Mittag lag schon jemand anders in der Koje nebenan von meiner. Ich habe ihn gar nicht erst kennengelernt. Wie ich so dalag, holte ich aus lauter Langeweile meinen Brustbeutel heraus und schüttete das Gold und die Noten auf die Decke. Was fiel da heraus? Blechmarken und Zeitungspapier. Unter den Blechmarken kam mir eine bekannt vor. Es war eine Essenmarke von einer Maschinenfabrik, der Finne hatte sie mir einmal gezeigt. Was war geschehen? Er hatte mich bestohlen, dieser Finne. Mein Freund, mit dem ich alles zusammen geteilt hatte, hatte mir mein ganzes Vermögen geklaut. Gut, er wollte nach Hause. Mit dem Onkel schien es sowieso nicht zu stimmen, das hatte ich bald heraus. Er brauchte also Geld. Gut.

Aber daß er mir Blech und Zeitungspapier in den Beutel gefan hatte, das war eine Gemeinheit. Ich lief von Bord, lief durch die ganze Stadt. Immer, wenn ich einen weißblonden Kopf sah, schoß ich drauf los: nichts, immer nichts. Herr Söderhjelm war verschwunden, und mein Schiff war es auch, als ich endlich an den Rai kam. So kann es einem gehen, gehen, Riners. Meint ihr, es ist ein Vergnügen, den ganzen Kram aufzuwärmen?“

Nein, das konnte niemand mit gutem Gewissen behaupten.

„Aber, wie hast du es zum Schluß denn doch noch geschafft? Das müßtest du wenigstens erzählen“, piepste Räsmon.

Möller Vois wollte ihn beruhigen, indem er beide Hände hob, aber Hein Dick war auch der Meinung: „Nun hast du uns erst richtig scharf gemacht. Jakob Möller. Ich meine, wir wollen dich ja nicht gerade auf den Schlips treten, aber wenn es noch geht, wenn es dir nicht zuviel wird, ich meine, so ganz kurz in ein paar Sätzen könntest du es noch sagen.“

Jakob Möller wiegte den Kopf. Lust hatte er ja nicht, aber nun saß alles wieder da und spißte die Ohren, über die Theke reckte sich Peter Porter, und in der Tür stand Lina — allen war anzusehen, wie sie auf den Fortgang der Erzählung warteten.

„Gut. Damals war ich in den Südstaaten. Kleine Stadt, kennt ihr doch nicht. Ziemlich schmutzig, viel Neger, wenig Aussicht, was zu verdienen. Ich hungerte schon ein paar Tage herum, ohne was Nichtiges zu finden. Und da geschah ein großer Aufruhr in der Stadt, Polizisten knallten auf Motorrädern über das Pflaster, die Schwarzen liefen alle mit gesenktem Kopf und krochen möglichst schnell wieder von der Straße. Die Weißen fuchtelten mit ihren Rohrstöcken, als könnten sie es nicht abwarten, sich bewaffnen zu lassen und in einen Krieg zu ziehen. Dann klebten Plakate an den Wänden: Weißes Mädchen von einem Schwarzen ermordet. Fünfhundert Dollar Belohnung, wer den Täter greift. Am nächsten Tag neue Zettel. Tausend Dollar Belohnung. Die Stadt kochte und brodelte vor Aufregung. Ich wurde langsam angesteckt. Keine schlechte Sache, dachte ich, tausend Dollar zu verdienen. Aber wie findet man eine Stecknadel auf dem Heuboden, denn etwas anderes war es ja nicht, wenn man einen ausgerissenen Neger in den Staaten suchen wollte. Dann neue Plakate: der Vater des Mädchens legte zweitausend Dollar zu, falls man den Täter lebendig einfinge. Da, meinte ich, mußte man sein Glück wenigstens versuchen. Ich ging zur Polizei und ließ mir die Photographie geben. Als ich sie sah, wollte ich es wieder aufgeben. Solche Negerköpfe traf ich den ganzen Tag. Wenn ich wirklich auf die Jagd ging, sagte ich mir, würde ich jeden Tag mehrere hundert Neger aufs Polizeibüro schleppen, und höchstwahrscheinlich würde keiner der richtige sein. Und wirklich geschah es vielen Leuten so. Wo man ging und stand, sah man, wie aufgeregte Weiße einen Neger überwältigten und abführten. Die Polizei konnte nicht dagegen an, all die armen Opfer zu untersuchen und wieder wegzuschicken. Ich ließ es also sein. Aber die Photographie nahm ich doch mit nach Haus und beguckte sie. Ich beuckte sie stundenlang, einen ganzen und noch einen Tag lang. Da war das Gesicht für mich kein gewöhnlicher Neger mehr geworden, da erkannte ich ihn. Da fing er an, in mir zu leben. Da wußte ich, unter tausend Negern wirst du diesen Kopf herausfinden. Da ging ich denn los. Ganz wohl war mir nicht dabei. Ich kann eigentlich nicht sagen, warum. Er war mir ja so vertraut geworden, daß ich ihn zu kennen glaubte, nun, wie man vielleicht einen Freund kennt. Mir war zumute, als sollte ich einen Menschen areifen, mit dem ich schon mal zusammengelebt hatte. Na, das ist wohl übertrieben. Aber daß ich es für Geld tat... hätte ich nur der Gerechtigkeit dienen wollen, gut, aber ich tat es den verfluchten Dollars zuliebe. Trotzdem, dreitausend Dollar, macht euch mal klar, dreitausend Dollar, es war nicht ausdenken. Dreitausend Dollar waren für mich Freiheit, Heimat, überhaupt alles. Riners, ihr wißt nicht, was einer ausstehen muß, wenn er



so lange an nichts denkt, als an zu Hause. So beschloß ich, den Reger zu suchen.“

„Und du hast ihn denn richtig gefangen?“ piepste Räs-moin.

Räs-moin hatte kaum zu Ende gesprochen, da geschah draußen auf der Bucht ein donnerndes Krachen. Was war das? Es rollte und polterte und knarrte, jetzt dröhnte ein Schuß, wieder ein Schuß. Der Wind heulte und schrie da-zwischen, und immer noch krachte und ballerte es.

Einer nach dem andern standen die Fischer auf, drängten sich ans Fenster. Selbst Peter Porter und Lina kamen her-bei. Draußen war alles dunkel. Kein Funke war zu sehen. Aber immer noch krachte und polterte es. Immer noch kein Lichtschein, keine Rakete.

Was konnte es sein? Hein Dick wollte das Fenster auf-stoßen, der Sturm drückte es sofort wieder zu. Einige nachten die Tür auf, traten heraus. Da schrie Räs-moin: „Die Brücke!“

„Blödsinn“ und „Alter Sabbelpott“ und „Eüderhannes“ warf man ihm zurück, aber nun gingen doch alle vor die Tür. Das Krachen hielt an und kam aus der Richtung der Brücke. Aber keiner sagte etwas. Keiner wagte das Wort Brücke auszusprechen. Jeder tat, als erwarte er, daß drau-ßen auf der Bucht ein Schiff in Bruch ging. Hein Dick und die Mannschaft des Rettungsbootes waren bereits im Hause der Rettungsstation verschwunden.

Da schoß ein Blitzstrahl durch das Dunkel. Es war kein Blitz, sondern ein gleichmäßiger Lichtkegel. Das Zollboot, das hinten am Ende der Brücke lag, schickte seinen Schein-werfer hinaus. Erst stand er schräg nach oben gegen den Himmel, dann senkte er sich so tief, daß man in seinem Schein das Stürzen und Rollen des Wassers sehen konnte. Jetzt drehte er zur Brücke, und da sahen es alle: vom Brückenkopf standen noch ein paar Pfähle. Alles andere...

Da liefen die Schiffer zum Strand, auf die Brücke. Sie stießen gegen die Uniformen der Zollbeamten. Die hatten sich vor die Brücke gestellt und machten eine Kette. „Zurück“, schrien sie. „Achtung, Lebensgefahr“.

Aber die Fischer mußten zu ihren Booten. Wenn die Brücke ganz zusammenkrachte, waren die Kutter, die an der Brücke vertäut waren, verloren.

„Laßt uns durch!“

„Wir müssen zu unseren Booten.“

„Gibt es nicht! Zurück!“

Ein Handgemenge entstand. Die Zollbeamten stießen um sich, aber sie hatten es schwer, sich zu behaupten.

„Nehmt doch Vernunft an!“

„Zur Brücke!“

„Seid ihr von Wahnsinnigen gebissen?“

Jetzt durchbrachen die Fischer die Kette. Einige stürzten vor. Da zerriß ein scharfer Knall das Tosen. Die Zoll-beamten hatten ihre Pistolen gezogen. Einer schoß in die Luft. Die Fischer blieben wie angeleimt stehen.

Eben knirschte der Schlitten mit dem Rettungsboot über die Schienen. Der Motor knatterte, es war trotz des Sturmes zu hören. Auch das Rettungsboot schickte seinen Scheinwerfer auf die Brücke. Man erkannte vor dem Lichtstreif die dunklen Umrisse des Bootes. Es beschrieb einen Bogen und hielt auf den Brückenkopf zu. Die Schein-werfer von Zollkutter und Rettungsboot kreuzten sich, und jetzt — alle sahen im grellen Licht: der Brückenkopf war rasiert, das Rühlhaus stand nicht mehr, bis zur Mitte war die Brücke im Absacken.

„Unsere Booten!“ Die Fischer schrien durcheinander, aber niemand wagte sich mehr an die Zollbeamten heran. „Mein Boot!“ „O, du Donnerschlag.“ „Nun sind wir alle hin-über.“

Der Zollkutter machte sich von der Brücke los. Zwei Beamte waren hineingeklettert, die übrigen drei hielten mit gezogenen Revolvern den Zugang zur Brücke besetzt. Der Zollkutter machte langsame Fahrt auf das Rettungsboot, ankerte dann in geringer Entfernung von der Brücke. Sein Scheinwerfer tastete zwischen dem Rettungsboot und dem Brückenkopf hin und her.

Die Fischer knurrten und heulten vor sich hin. Einige

liefen am Strand auf und ab. Andere hockten auf den Granitblöcken und preßten die Fäuste gegen die Stirn.

Da schrie jemand auf: „Hein Dick“. „Hein Dick“, schrien jetzt alle. Das Rettungsboot, man sah es deutlich beim Licht der Scheinwerfer, schleppte eben einen Kutter ab und verschwand mit ihm. Jetzt war es wieder da und holte den zweiten. So ging es weiter. Ein Kutter nach dem andern wurde geborgen.

„Hein Dick“, schrien und winselten die Fischer durcheinander. „Hein Dick“, rief auch Jakob Möller ein paar-mal.

Vielleicht, es sah so aus, wurden die Kutter, die an der Brücke vertäut lagen, gerettet. Und die anderen, die drau-ßen vor den Pfählen oder vor Anker lagen, die waren, so Gott wollte, sofern Pfähle und Ketten hielten, außer Gefahr.

Das Rettungsboot fuhr ruhig seinen Weg.

Hein Dick brachte die Kutter, einen nach dem andern, in Sicherheit. Möchte die Brücke kaputt gehen — daran dachte jetzt keiner, was werden sollte, wenn die Brücke nicht mehr stand...

Die Kutter, die Boote, die den Fischern das Brot brachten, waren gerettet.

„Hein Dick!“

Die Brücke ist vernichtet. Jakob und der Alter-mann finden Mittel und Wege, den Neubau durchzu-führen. Aber bis die neue Brücke fertig ist, müssen die Fischer einen Anlegeplatz haben, sonst können sie nicht fahren. Der einzige, der einen eigenen An-leger hat, ist der schwarze Niels, also muß Niels seinen Kai solange vermieten. Niels will verhandeln, aber nur in einer öffentlichen Versammlung aller Fischer. Sein Plan ist es, auf dieser Versammlung die Genossenschaft zu sprengen. Aber es kommt anders.



*Im Herbst des Jahres 19... brach die weltbekannte, seit fast 400 Jahren bestehende Firma X. zusammen. Ein Anlaß zum Nachdenken, denn weder leichtsinnige Spekulationen der Inhaber — Nachkommen des Gründers — noch Betrügereien, noch höhere Gewalt waren die Ursache der Katastrophe.*

Wie konnte ein solches, von Generation zu Generation aufgebautes, von bester Tradition getragenes Gebäude zerfallen? Es hat jener Geist gefehlt, der, mit der Entwicklung Schritt haltend, das lebendige Leben pulsieren läßt. Denn Tradition — und mag sie 100, 200 oder 400 Jahre alt sein — ist für sich allein kein Segen. Allzuleicht führt sie zu Verknöcherung und Erstarrung. Erst, wenn Verständnis und Mitgehen mit den Forderungen der Zeit hinzutritt, ist eine Basis für eine sichere und geachtete Existenz geschaffen.

Es war immer unser besonderer Stolz und die vornehmste Pflicht der Führer unserer Betriebe, Tradition und lebendige Leistung miteinander zu verbinden. Erst durch Erfüllung einer angestammten Überlieferung mit dem Fortschritt und dem Geist des Tages glauben wir, Schwerfälligkeit und Verknöcherung auszuschalten und dem Einzelnen wie der Gesamtheit des deutschen Wirtschaftskörpers und damit unserem deutschen Vaterlande zu dienen.

*Einer der richtunggebenden Grundsätze der  
DEUTSCHEN PRIVATVERSICHERUNG*



Peter Porter machte die Saaltüren auf und probierte, ob das elektrische Licht noch ging. Er trug Stühle aus der Gaststube und rief Pina, sie sollte ihm dabei helfen. Auf seinem Gesicht war zu lesen, daß er diese Arbeit nicht gerne tat. „So“, sagte er zu Pina, als sie fertig waren, „nun kannst du gehen, in die Küche oder meinetwegen ins Bett. Heut ist Versammlung, und da trinken die Kerls ja doch nichts mehr. Ja, ja, früher, da war das noch anders. Also, meinetwegen, du kannst gerne abhauen.“

Aber Pina wollte bleiben. Sie hatte davon gehört, daß sich Großes ereignen würde. „Ich kann gut aufbleiben, Peter Porter“, sagte sie. „Vielleicht, daß ich doch noch in die Bucht springen muß.“

Vor der Zeit schipperten die Leute die Gassen herunter auf Jars Wirtschaft zu. Die meisten gingen allein, aber der und jener hatte auch seine Frau bei sich. Das war etwas Neues: Frauen gehörten eigentlich nicht in die Versammlung. Vor der Tür versammelte man sich, und erst als jemand „Klock acht“ feststellte, ging man hinein.

Der lange Saal, unter dessen Decke verstaubte Girlanden schaukelten — sie stammten von einem Fest, das nun schon zwei Jahre zurücklag —, füllte sich. Stühle schurrten, Stiefel knallten, aber sonst ging es zu wie in der Kirche. Man begrüßte sich durch Kopfnicken oder indem man die Finger an die Stirn schnippte; gesprochen wurde weiter nicht. Hier und da flammten Streichhölzer auf, Tabakrauch wölkte zu den kleinen, mattschimmernden Birnen herauf.

Endlich erschien Hein Dick, und alle wandten den Kopf nach ihm. Man suchte in seinem Gesicht zu lesen, denn allen war nicht wohl zu Sinn. Man wollte lesen, wie es um Jarsholm stand, denn kaum einer mußte, wie es werden sollte, nachdem die Brücke verloren war. Jakob Möller hatte ja einiges erzählt, von einer neuen Brücke und so, aber Jakob Möller war nicht viel mehr als ein Fremder. Hein Dick, das war der Mann, an den man sich halten mußte. Man forschte in seinem Gesicht, wie er so mit starken Schritten durch die Saalmitte ging, und wieder geschah es, daß von seiner ehrwürdigen Stirn und seinem klaren Blick Wellen der Ruhe ausgingen. Er sah stolz und zuversichtlich aus wie immer; er ging, nach allen Seiten den Kopf neigend, durch die Stuhlreihen zum Vorstandstisch, er setzte sich und steckte, so war man das seit Jahren bei ihm gewohnt, seine Pfeife in Brand. Hinter seinem Rücken hing die weiße, zerflossene Seidenfahne der alten Fischerbeliebung.

Bald darauf kam Möller Lois. Auch er galt etwas bei den Fischern, nicht nur weil er wie Hein Dick seit langer Zeit Altermann war. Man betrachtete auch ihn und fand es gut, daß kein Schatten auf seinem Gesicht lag. Nun, vielleicht war die Lage doch nicht so schlimm, wie sie sich für den gewöhnlichen Mann darstellte.

Hinter Möller Lois tippelte Räsmoïn. Man lachte, als er mit emsiger Behendigkeit, die an Affen erinnerte, zu seinem Platz gerade vor dem Vorstandstisch strebte. Man lachte über Räsmoïn, auch wenn er seinen Mund gar nicht aufst. Der ganze Kerl war eine wißige Döntje geworden.

Dann kam Jakob Möller, und sogleich wurde es wieder still. Wer war Jakob Möller? Ein Neuer, der erstmal zeigen mußte, was in ihm steckte. Ein Mann, der mit einem Zeichen auf der Stirn vor langer Zeit fortgemacht hatte und nun als ein Neuer wieder da war. Aber er genoß das Vertrauen der Altermänner, und das bedeutete etwas. Außerdem, hieß es, besaß er Geld; er hatte der Genossenschaft sogar eine Summe vorgestreckt, wurde gesagt. Und schließlich konnte er reden, und das war eine so seltene Gabe, daß er schon durch sie über alle Kollegen hinausragte. Er hatte mit jedem, der seine Meinung über die Lage äußerte, gesprochen, und niemand hatte ihm zuletzt etwas entgegenzusetzen können. Jakob Möller, so jung er in Jarsholm war, hatte schon etwas von der Würde der Altermänner angenommen. Man blickte auch ihm nach, wie er mit erhobenem und leuchtendem Gesicht nach vorn ging und sich zu Räsmoïn setzte.

Es war schon über die Zeit, und Hein Dick sah ein paarmal nach der Uhr, aber immer noch hob er nicht die Glocke, mit der seit alters die Versammlung eröffnet wurde. Auch wurden die Saaltüren nicht geschlossen. Peter Porter, der an der Tür stand, war genau unterrichtet worden: bevor Nielsen nicht erschienen ist, wird nicht angefangen.

Da endlich hörte man draußen in der Gaststube den energischen und zugleich etwas nachschlurfenden Schritt des schwarzen Niels, und nun war es still im Raum. Alle hielten den Atem an. Die Saaltüren klappten, und gleich darauf hinkte Nielsen, die Augen starr geradeaus gerichtet, nach vorn. Und Hein Dick, das war etwas Neues und erhöhte die Spannung, Hein Dick stand auf und wies ihm einen Stuhl am Vorstandstisch an. Noch einmal klappten die Saaltüren, aber niemand drehte sich um. Antje trat auf Zehenspitzen ein und drückte sich auf einen Stuhl gleich neben der Tür.

Hein Dick schwang nun die Glocke. Dann stand er groß und breit hinter seinem Tisch und begann zu sprechen. Schon beim ersten Satz ging ein Aufatmen durch die Reihen. In Wahrheit, Hein Dick hätte kein Wort zu sagen brauchen, von seiner Erscheinung allein ging es aus wie ruhige Zuversicht, und selbst die ganz Kleingläubigen, selbst Leute wie Peter Mohr, die überall nach Unzulänglichkeiten spürten, ergaben sich dem Gefühl: mag es aussehen, wie es will, mag auch hier oder da ein Fehler begangen sein, in guten Händen sind wir bei Hein Dick, das muß man wohl zugeben.

Hein Dick sagte, warum er diese Versammlung außer der Zeit berufen habe. Da die Brücke in nächster Zeit nicht zu gebrauchen war, mußte mit Nielsen wegen des Anlegplatzes verhandelt werden. Da diese Sache das ganze Dorf betraf, so sollten auch alle an der Verhandlung teilnehmen. Alle aber sollten zusammenstehen in dieser Stunde, so wie die Väter zusammengestanden hatten.

Hein Dick erzählte aus der Chronik Jarsholms. Von dem Ironbrief erzählte er, den der Herr von Oie die Fischer unterschreiben ließ und von dem sie sich endlich loskauften, indem jeder den letzten Besitz opferte. „Seit dieser Zeit ist Jarsholm freigeblieben und wird es bleiben, solange wir zusammenstehen. Damals, als Jarsholm die Freiheit wiedergewann“ — Hein Dick wies mit der Faust hinter sich auf das weiße, faserige Fahmentuch —, „damals stifteten unsere Väter die alte Fahne der Beliebung. Sie weht jetzt über unserer Genossenschaft und erinnert uns daran, daß wir frei sein werden, solange wir zusammenzustehen. Und darum, Kollegen, Jarsholmer Fischer, laßt uns in Eintracht sehen, wie wir jetzt aus dem Buddel herauskommen. Es gab schon Schlimmeres, was Jarsholm hinter sich gebracht hat. Laßt uns nunmehr in Eintracht mit Nielsen verhandeln.“

Es gab keinen Beifall, aber man spürte an der Art, wie die Leute sich zurücklehnten und bedächtig ihren Rauch bliesen: Alle stimmten der Rede zu. Hein Dick winkte mit der Hand, und jetzt stand der schwarze Niels hinter dem Tisch, neben dem mächtigen, ruhigen Bernhardiner eine schwarzhaarige, kleine, zähe, verbissene Dogge. Nielsen stand, die Hände flach an die Hüften gelegt, die brennenden Augen geradeaus gerichtet, den Mund zu einem Strich zusammengedrückt. Wer vorne saß, konnte sehen, wie ihm die Nasenflügel bebten.

Da strafften sich die Rücken, und die Köpfe schoben sich nach vorn; jeder fühlte, es ging jetzt um die Auseinandersetzung, die schon lange kommen mußte. Wie eine unangenehme Operation war sie immer wieder verschoben worden, nun aber, nach dieser plötzlichen Katastrophe, führte kein Weg mehr an ihr vorbei.

„Nielsen“, sagte Hein Dick mit mächtiger Stimme, „ich frage dich in aller Öffentlichkeit, willst du mit der Genossenschaft in dieser Notlage verhandeln?“

Nielsen bewegte sich nicht. Er stand da, als wäre er kein lebendes Wesen, sondern eine aus Stein geformte Figur. „Nein“, sagte er endlich. Wie ein Tau, das der Wind gegen Segelleinen klatscht, klang dieses Nein.

(Fortsetzung folgt.)



## Pläne der NS-Kulturgemeinde

Die NS-Kulturgemeinde Pommerns sieht sich für die kommende Winteraison vor neue Aufgaben gestellt. Zwar soll — wie bisher — dem Theater, als einem der wichtigsten Kulturträger der Nation die Hauptarbeit gelten. Doch ergeben sich daneben andere Arbeitsgebiete, deren Vernachlässigung eine Versündigung an der Kultur bedeuten würden. Was das Theater anbetrifft, so ergibt sich zunächst für Stettin durch die Ernennung des Generalintendanten Pg Peter Hoenselaers, der der Arbeit der NS-Kulturgemeinde großes Verständnis und Vertrauen entgegenbringt, die Möglichkeit, weitesten Kreisen das Theater zugänglich zu machen und allen Volksschichten die Teilnahme an einem wirklich deutschen Theater zu ermöglichen. Dies geschieht vor allem durch die Neueinführung eines *Volksering*s, der den Theaterbesuch zu geringen Preisen zuläßt. Für die übrigen Städte Pommerns wird — aller Voraussicht nach — eine Wanderbühne bedeutenden Einfluß auf das Theaterleben nehmen. Vor allem soll durch eine Bespielung der kleinen Städte, die bisher vielfach zu kurz kamen, gute Kunst weitestgehend ins Land getragen werden.

Das *Vortragswesen* soll ausgebaut werden. Zahlreiche Abende in der ganzen Provinz sollen von deutscher Wissenschaft künden und Teilhaftigkeit am Geistesleben vermitteln. Darüber hinaus denkt die NS-Kulturgemeinde — zunächst für Stettin, dann auch für andere Orte — daran, regelmäßig *Dichterabende* zu veranstalten, an denen junge schöpferische Kräfte des Landes und aus dem Reich aus eigenen Werken lesen und so größeren Kreisen von ihrer Kunst künden sollen. Für Stettin ist zunächst je Monat ein *Veseabend* geplant. — Die *bildende Kunst* soll alle mögliche Förderung erfahren. Auf Besuchen an den Wirkungsstätten pommerischer Künstler werden die verantwortlichen Fachleute der NS-Kulturgemeinde die besten Werke pommerischer Künstler auswählen und in wechselnden Ausstellungen den Mitgliedern der NS-Kulturgemeinde und der breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen. Im *Musikleben* wird die Arbeit auch vorwiegend jungen Kräften gelten.

So verspricht das Programm des kommenden Jahres vielerlei Künstlerleben und mannigfaltigen Dienst, der immer der gesamten Nation geweiht sein soll. W. R.

## Spielzeitbeginn des Stettiner Stadttheaters

Das Stadttheater hat unter der neuen Leitung von Generalintendant Hoenselaers die Arbeit aufgenommen. Den Auftakt bilden wieder — wie es sich für die letzten schönen Sommerabende gehört — die Freilichtaufführungen im alten Schloßhof, die ja mit ihrem stimmungsvollen Zauber den Stettinern schon ans Herz gewachsen sind. Zuerst sehen wir im Lichte der Scheinwerfer eine der schönsten Schöpfungen komödiantischer Lust: Shakespeares „Was ihr wollt“ mit seinem Wirbel tollen Übermutes und zartester Empfindung. Im Wechsel mit diesem Werk wird das baumumrauschte Podium der bunten Handlung von Zellers melodienreichem „Vogelhändler“ dienen. Mit Bedacht entschied man sich gegenüber modernisierenden Bearbeitungen für die wahrhaft klassische alte Fassung.

Die Eröffnungsvorstellungen im Hause am Königsplatz sollen wegweisend sein für den Spielwillen des Jahres. Die Oper stellt ihre Kräfte gleich zu Beginn vor schwerste Aufgaben. Sie beginnt die für den Zeitraum der nächsten zwei Jahre vorgesehene vollständige Neuinszenierung des „Ring des Nibelungen“ mit festlichen Aufführungen von „Rheingold“ und „Walküre“, die immer ein Prüfstein des Könnens und der Werkgeinnung sein werden! Indem die Bühne dem Bayreuther Meister huldigt, bekennt sie sich zur Würde deutscher Kunst. — Das *Schauspiel* setzt sich mit seiner ersten Inszenierung für das Werk eines Mannes ein, der (bekannt als berufener Wegbereiter von Moeller

von den Bruck) dem heroischen Geiste wahren Preußentums durch seine Arbeit besonders verpflichtet ist. Hans Schwarz gestaltet mit dem „Prinz von Preußen“ sein Erlebnis des Anbruchs einer neuen Zeit im deutschen Schicksal der Jahre 1805/06. Diese Jahre stehen im Zeichen des Prinzen Louis Ferdinand, der durch das Opfer seiner Person die Verbindung vom Volk zur Führung schuf, dem man sein Führertum glaubt, weil sein Mannestum offenbar wird. In ihm schlägt ein anderes Deutschland die Augen auf, das nicht mehr verlorengehen kann. Es geht nach dem Worte des Dichters um ein Erbe, für das wir alle haften: um die Wiedergeburt eines Landes, in dem Pflicht und Ehre dasselbe wollen. — Mit der Einlösung eines alten Versprechens geht der Einzug des *Operettensembles* vonstatten. In neuem szenischen Gewande wird „Die Geisha“, diese bald rührende, bald groteskkomische Geschichte eines japanischen Teehauses mit der bereits klassisch gewordenen Musik von Sidney Jones erscheinen. — Das *Lustspiel* „Christa, ich erwarte Dich“ weiß urwüchsiges Komik und nachdenkliche Szenen zu einer heiteren Folge zu verbinden. So sind schon im ersten Spielmonat alle Kunstgattungen des Theaters mit Leistungen vertreten, die von dem neuen Arbeitswillen des Stettiner Stadttheaters Zeugnis geben sollen.

## Pommervereine im Reich:

I. Gau Groß-Berlin, Mark Brandenburg, Grenzmark:

1. Pommerverein Romowes und Umgegend, 2. Verein der Pommern 1927 zu Spandau, 3. Heimatverein Barth und Umgegend in Berlin, 4. Verein der Stralunder in Berlin, 5. Verein der Greifswalder in Berlin, 6. Verein von Uckermünde und Umgegend in Berlin, 7. Landsmannschaft „Serdinia“ in Berlin, 8. Pommerischer Seminarverein in Berlin,

Beharrlich sparen  
hilft stets weiter  
dem Bauern, Kopf-  
und Handarbeiter  
Aus Groschen wird  
vereinte Kraft  
die Arbeit gibt und  
Werte schafft

Randower  
Kreissparkasse  
in Stettin



9. Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art in Berlin, 10. Heimatverein der Bahner in Berlin, 11. Verein ehemaliger Fiddichower in Berlin, 12. Pommernbund Südoost und Fiddichow-Marwitzer in Berlin, 13. Verein der Ripperwiefer in Berlin, 14. Verein der Heimatfreunde Kreis Greifenhagen in Berlin, 15. Heimatverein Kallies und Umgegend in Berlin, 16. Heimatverein Röslin und Umgegend in Berlin, 17. Verein der Neustettiner in Berlin, 18. Landsmannschaft der Massower in Berlin, 19. Verein der Schivelbeiner in Berlin, 20. Verein der Rummelsburger in Berlin, 21. Verein „Stolper Abend“ in Berlin, 22. Verein der Bütower in Berlin, 23. Ruppiner Pommernbund in Neuruppin, 24. Verein der Pommern in Eberswalde, 25. Pommernklub in Eberswalde, 26. Verein treuer Pommern in Frankfurt a. d. O.

## II. Gau Mitteldeutschland:

27. Verein heimattreuer Pommern zu Erfurt, 28. Verein heimattreuer Pommern in Halle a. d. S., 29. Verein hei-

mattreuer Pommern zu Leipzig, 30. Pommernbund in Magdeburg, 31. Pommernbund Raumburg a. d. S.

## III. Gau Westdeutschland:

32. Pommernvereinigung in Essen, 33. Pommernverein in Dortmund, 34. Pommernbund in Oberhausen, 35. Pommernbund in Rheinhausen, 36. Pommernbund in Hamm.

## IV. Gau Norddeutschland:

37. Landsmannschaft der Pommern für Neumünster und Umgegend, 38. Verein der Straßunder in Kiel, 39. Verein der Pommern in Kiel, 40. Pommernbund Kiel von 1901, 41. Verein der Pommern in Kiel-Garden und Umgegend, 42. Verein der Vorpommern in Kiel-Ellerbeck, 43. Verein der Pommern von Harburg-Wilhelmsburg, 44. Pommernbund in Rendsburg, 45. Pommernvereinigung in Flensburg, 46. Pommernverein in Lübeck, 47. Landsmannschaft der Pommern in Hamburg, 48. Pommernbund in Kofstock, 49. Landsmannschaft der Pommern in Kofstock.

# BUCHBESPRECHUNGEN

## Dorf und Stadt in Niederdeutschland

Mit diesem Buch läßt Otto Lauffer die Fortsetzung seines bereits erschienenen Bandes „Land und Leute in Niederdeutschland“ folgen (Verlag Walter de Gruyter, Berlin, Preis 4,80 RM).

Die reichen Kenntnisse des Verfassers, die durch Heranziehung eines umfangreichen Quellenmaterials wertvolle Unterstützung finden, haben ein in sich geschlossenes Werk erstehen lassen, das sich liebevoll und in allgemein interessierender Form der niederdeutschen Sache annimmt. So erfahren wir von dörflichen Siedlungs- und Hausformen, von bäuerlichen Trachten und Gerätschaften, vom Wesen der Städte und ihrer Häuser und schließlich von der Stellung des Niederdeutschen in der bildenden Kunst. Der Band ist allen zu empfehlen, die das Herz ihrer niederdeutschen Heimat tiefer erschauen wollen.

## Landschaftsbücher

Es ist ein begrüßenswerter Gedanke des Verlags Velhagen & Klasing, Bielefeld, in laufender Reihe hervorragende Bildwerke der deutschen Landschaft herauszubringen. Uns liegen die bisher erschienenen Bände „Unser Ostpreußen“ von Leo Witschell, „Sächsische Königsschlösser“ von Heinrich Jerkaulen, „Hamburg“ von Hans Leip und „Vom Main zur Donau“ von Leo Weismantel vor. Diesen „Selben Landschaftsbüchern“ ist die gleich vorteilhafte Ausstattung, die charakteristische Auswahl der zahlreichen Aufnahmen und ihre vorzügliche Wiedergabe und schließlich ein knapper, doch kennzeichnender Text gemeinsam. Es ist zu wünschen, daß gerade heute, wo Liebe zu Volk und Heimat aufs neue geweckt ist, viele sich an diesen schönen Werken erfreuen. Preis jeden Bandes 3,50 RM.

## Der deutsche Bürger und sein Haus

Von Max Grantz. Wolfgang-Jeff-Verlag, Dresden, kart. 5,— RM.

Ein interessantes aufschlußreiches Buch über die Bauweise des alten Bürgertums. Der Verfasser schildert hier die großen Schicksalslinien des ersten deutschen Bürgertums im 13., 14. und 15. Jahrhundert, die in baulicher Hinsicht einschneidende Katastrophe des 30 jährigen Krieges und schließlich die Bauweise im 18. und 19. Jahrhundert. Wie schön, sinnvoll und lebendig waren die Bauten früherer Jahrhunderte trotz des Fehlens jeglicher Symmetrie und wie flach sehen die heutigen Mietskasernen aus, die gewissermaßen einen Verfall des baulichen Könnens und natürlich auch eine geschmackliche Entartung erkennen lassen. Wer

davon eine Vorstellung bekommen will und zugleich eine knappe, theoretische Begründung der Form und Absicht des echten bürgerlichen Bauens, dem wird das Werk von Max Grantz mit seinen 27 Skizzen ein verständlicher Führer sein.

## Ein Memelbilderbuch

Gerade jetzt, wenige Wochen vor den Wahlen zum Memellandtag, die von Litauen mit unerhörter Dreistigkeit sabotiert werden, begrüßen wir das neue Memelbuch von Walter Engelhardt mit warmem Herzen. In über hundert vorzüglichen Bildern werden uns Land und Leute der Memel vor Augen geführt. Ernst Wiecherts Einleitung und der knappe, aber inhaltsreiche Text des Verfassers lassen fühlen und erkennen, wie sinnlos das Diktat von Versailles müstete, wie kerndeutsches Gebiet einem Zwergstaat zum Opfer fiel, der in Bedrückung und Verfolgung alles Deutschtums seine Existenzaufgabe sieht. — Verlag: Grenze und Ausland, Berlin, Preis 3,60 RM.

## Die kleinen Freuden

Ein besinnliches Buch vom Glück im Alltag. Von Bruno S. Bürgel. Allstein-Verlag, Berlin. Preis 2,50 RM.

Es ist fast verwunderlich, daß ein solches Buch nicht schon früher geschrieben wurde — ein Buch, das leidenschaftlich und mit Liebe und feinem Humor dem Glück nachspürt, wo es nur zu finden ist, dem Glück im Alltag! Ich müßte kein zweites Buch, aus welchem Seite für Seite eine Lebensphilosophie leuchtet, die derart fröhlich und besinnlich zugleich stimmt. Jeder, der sich der Natur und allem mit ihr verbunden fühlt, wird Bürgel danken müssen und sein Buch als ganz köstliches Geschenk werten. Möchten es viele lesen und erfahren, wie und wo das wahre Glück zu finden ist.

## Das Kollegium von Kleckerfeld

Eine vergnügliche Geschichte von gestern. Von Willy Harms. Verlag Hellmuth Wollermann, Braunschweig. Preis RM 3,90.

Aus den leichtbeschwingten Neuerscheinungen dieses Sommers darf das humorvoll geschriebene Buch von Willy Harms besonders hervorgehoben werden. Geradezu köstlich, wie die philiströsen Gestalten des Lehrerkollegiums einer norddeutschen Kleinstadt sich eine drastische Darstellung gefallen lassen müssen — wie sich das kleinstädtische Leben in den engen Stadtmauern abspielt, wobei dem Weiberklatsch eine besondere Rolle zufällt —, wie nur einige, und an ihrer Spitze Lehrer Busacker, gegen verknöcherte Anschauungen Sturm laufen. Allerdings nur mit dem Erfolg, daß Lehrer Busacker in Acht und Bann getan und seine Besetzung beim zuständigen Ministerium beantragt wird.



Wie sich aber das Blättchen zu seinen Gunsten dreht, wie sogar die Tochter eines nicht gerade liebenswerten Kollegen seine Frau wird: all das ist voller Spannung und netter Einfälle geschrieben. Ein Sommerbuch, wie man es gern liest.  
ri.

### Der entfesselte Säugling

Eine komische Geschichte für Erwachsene, von Will Vesper. Verlag Vangen/Müller, München.

Das ist tatsächlich eine urkomische Geschichte, das Geschehen um den „entfesselten Säugling“. Sie beginnt so: „Meine Eltern feierten gerade ihre silberne Hochzeit, als ich, ihr Erstgeborener, Ergebnis langjähriger Bemühungen und reiflicher Überlegungen, in diese Welt einmarschierte...“ Und wie er ankam! Außerlich zwar Säugling wie jeder andere — aber er redete gleich in vier Sprachen über Themen, die einem erfahrenen Mann ohne weiteres zur Ehre gereichen würden. Will Vesper ist ein Meister der Erzählung, und mit Spannung geladen ist die Durchführung des phantastischen Gedankens seines „entfesselten Säuglings“. Ein nettes Buch, das Humor und Lachen, manchmal aber auch tiefen Ernst in sich birgt.  
er.

### Die Verstädterung

Hans J. R. Günther, der bekannte Rassenforscher, schildert uns in diesem kleinen Bändchen (Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Preis kart. 1,50 RM) die Gefahren der Verstädterung für Volk und Staat vom Standpunkt der Lebensforschung und der Gesellschaftswissenschaft. Die Schrift beweist besonders die engen Beziehungen zwischen Verstädterung und Völkerzerfall auf der einen und zwischen Verländlichung oder Entstädtung und den Möglichkeiten einer Völkererneuerung auf der anderen Seite. Wissenschaftliche Genauigkeit und nationalsozialistische Grundanschauung machen das Buch besonders wertvoll.  
tr.

### Timmermans erzählt

Die volkstümlichen Erzählungen Felix Timmermans und seine Vortragsreise durch Deutschland haben ihn schon längst zu einem der Unsrigen gemacht. Ein Urteil über sein dichterisches Schaffen ist angesichts der Verbreitung seiner Werke und des Widerhalls, den diese besonders in Deutschland gefunden haben, überflüssig. Der Insel-Verlag hat nun eine Sammlung besonders schöner Erzählungen zu einem Bande „Timmermans erzählt“ vereinigt. Die Legende von der Flucht nach Ägypten und der kleine Roman vom Krabbenkocher sind nicht nur die besten Teile dieses ausgezeichneten Werkes, sondern zählen zu den besten Schöpfungen des Dichters überhaupt. Preis des Ganzleinenbandes 3,75 RM.  
re.

### Germanische Führerköpfe

Heinar Schilling hat in diesem Buch den dankenswerten Versuch unternommen, uns die germanische Zeit durch die Schilderung zwanzig packender Lebensbilder näherzubringen. Leider muß man bei der Lektüre dieses Buches die beschämende Feststellung machen, daß man über die Taten von Cäsar und Hannibal mehr weiß, als beispielsweise von dem Ostgoten Ermanarich, der ein ganzes Weltreich beherrschte. Das Werk gibt einen Einblick in die geschichtsgestaltende Kraft unserer Vorfahren und sollte von jedem Deutschen gelesen werden. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. Preis 2,85 RM.  
ei.

### Der Söldner am Pflug

Dieser erste Roman von Hans Ulrich führt uns durch die Wirrnisse des Dreißigjährigen Krieges. Trotzdem ist das Werk des Verfassers kein historischer Roman, sondern die Geschichte einer inneren Wandlung des Bauernsohnes Konrad Scheufler aus dem Böhmisches. Er verliert Eltern und Heimathaus, wird Musketier und zieht mit den Mansfeldschen brennend und plündernd durch die deutschen Lande, bis ihn die Liebe zum Acker und zu einem tapferen Weibe wieder an die Scholle bindet.

Die Gestalten des Romans sind lebensnahe gezeichnet und die spannende und flüssige Erzählerkunst des Dichters wird jeden Leser gewinnen. Verlag Adolf Sponholz, Hannover.  
ic.

### Zwei Jahrtausende deutscher Geschichte

Leopold von Ranke, der größte Historiker aller Zeiten, hat nie eine Gesamtgeschichte des deutschen Volkes geschrieben. Der Verlag der „Blauen Bücher“ (R. Langewiesche, Königsstein/Taunus) gibt unter obigem Titel aus der Fülle von Einzeldarstellungen eine musterhafte Sammlung von Charakteristiken großer Männer sowie von Darstellungen großer Entscheidungen heraus. Nicht jeder kann sich in die umfangreichen Werke Rankes vertiefen. Dieses Sammelwerk von knapp 300 Seiten (Preis 2,40 RM) ermöglicht es jedem Deutschen, in das Schaffen Rankes und gleichzeitig in die wesentlichsten Zusammenhänge der deutschen Geschichte einen Einblick zu tun.  
ch.

### Unter Eskimos und Walfischjägern

Kurt Faber, einer der bekanntesten Weltwanderer und Reisechriftsteller, schildert seine Erlebnisse auf Fahrten durch das nördliche Eismeer. Seine meisterhafte Erzählerkunst fesselt den Leser von der ersten bis zur letzten Seite und läßt ihn manches gefährliche Abenteuer miterleben. Die Ausstattung des Buches mit farbigen Vollbildern und einer Reisekarte ist ein würdiger Rahmen für die spannenden Erzählungen des kühnen Forschers. Verlag Robert Lutz Nachf., Stuttgart. Preis 4,50 RM.  
he.

### Aus dem „Schwarzen Korps“.

Aus der im Eher-Verlag, München, erscheinenden SS-Zeitung „Das schwarze Korps“ werden laufend Aufsätze entnommen, die in kleinen Büchlein einer größeren Leserschaft zugänglich gemacht werden sollen. Ihr niedriger Preis von 20 Pf. wird dazu beitragen, den interessanten Aufsätzen weite Verbreitung zu sichern. — „Wandlungen unseres Kampfes“ ist der Titel eines Heftes von SS-Gruppenführer K. Heydrich, der sich in ausschlusreicher Form mit den gegenwärtigen sichtbaren und getarnten Gegnern der Bewegung auseinandersetzt und die Forderungen begründet, die der nunmehr begonnene neue Kampfabschnitt an die SS stellt.  
ri.

### Drei Bücher für die Frau:

**Das NS-Frauenbuch.** Dieses im Auftrage der Obersten Leitung der NS-Frauenenschaft herausgegebene und von Ellen Semmelroth und Renate von Streda bearbeitete Buch behandelt sämtliche die NS-Frauenenschaft angehenden Zeitfragen. Wir gewinnen einen tiefen Einblick in das Wesen und Leben und in das Aufgabengebiet der nationalsozialistischen Frau in Staat, Familie und die wichtigsten Gebiete kultureller Frauenarbeit. Das Buch, das in leichtverständlicher und interessanter Form geschrieben ist, muß jeder deutschen Frau empfohlen werden. J. F. Lehmann Verlag, München. Preis 3,20 RM, für Frauenchaftsmitglieder 2,50 RM.

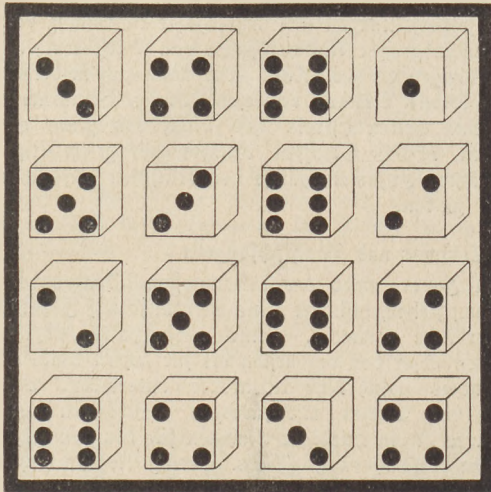
**Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind.** Von Johanna Haarer. J. F. Lehmann Verlag, München. Kart. 3,20 RM, Tw. 4,20 RM. Auch dieses Buch ist so recht geeignet, zum Besitz jeder jungen deutschen Frau zu gehören. Denn in Johanna Haarer schreibt eine Hausfrau, Mutter und Ärztin zugleich über alle grundsätzlichen Fragen, die an die junge Mutter herantreten. Darin, daß das Buch aus der Praxis heraus entstanden ist, liegt sein besonderer Wert. Sein Inhalt ist so reichhaltig, und von solch weltanschaulicher Reinheit getragen, daß es schlechthin ein unentbehrlicher Führer für die verantwortungsbewußte Mutter ist.

**Grundrezepte.** Aus der Fülle der Neuerscheinungen im Verlag Otto Beyer, Leipzig, muß das ganz neuartige Kochbuch „Grundrezepte als Schlüssel zur Kochkunst“ von Cornelia R o p p besonders hervorgehoben werden. Aus Grundrezepten werden hier im Kochen und Backen durch einfache Abänderungen eine große Zahl von schmackhaften Rezepten aufgebaut, die durch hervorragende Bilder in der Zubereitung und Anrichten vorteilhaft unterstützt werden. Nicht nur der jungen Hausfrau, sondern auch Koch- und Haushaltungsschulen wird das Buch immer wertvolle Hilfe sein.  
ir.



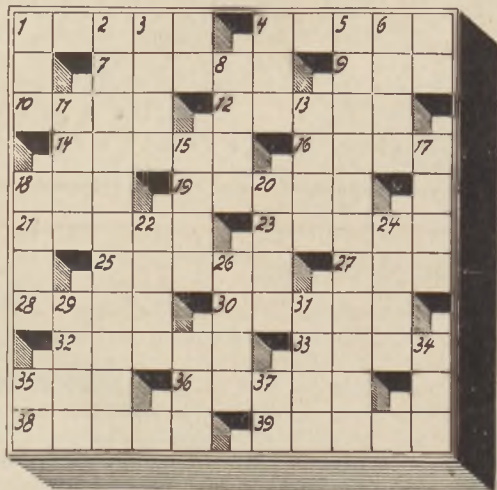
# RÄTSEL

## Spiel mit Würfeln



Die Würfel sollen so zusammengestellt werden, daß die waagerechten und senkrechten, sowie die beiden Diagonal-Reihen die Summe 16 ergeben.

## Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 1. süßes Gebäck, 4. Schienenstrang, 7. Sinnesorgan, 9. Stadt in Nordbayern, 10. männlicher Vorname, 12. König von Neapel, 14. italienischer Geigenbauer, 16. Staat der Vereinigten Staaten, 18. Zahl, 19. Kurort im Harz, 21. Stadt im Regierungsbezirk Düsseldorf, 23. Temperaturgrad, 25. krankhafte Absonderung, 27. Ge-

frorenes, 28. biblischer Name, 30. Gleichwort für Stifter, Schenker, 32. Versart, 33. griechischer Kriegsgott, 35. Welt Kosmos, 36. Feuersbrunst, 38. Handmaschine, 39. Ge-

Senkrecht: 1. Hinweis, 2. und 5. zusammen ein Zitat von Schiller, 3. Stadt in Rußland, 4. afrikanische Antilopenart, 6. das griechische „i“, 8. männlicher Vorname, 11. Fische, 13. altgerman. Schriftzeichen, 15. wissenschaftliches Prüfungs-experiment, 17. Abneigung, wütende Feindschaft, 18. Ge-flügelart, 20. Moralbegriff, 22. Reich in Hinterindien, 24. französische Anrede, 26. Stadt und Fluß in Böhmen, 29. Getreidespeicher, 31. Fluch, Achterklärung, 34. inter-nationaler Hilferuf, 37. industrielle Abkürzung.

## „Besuchenswert“

Leg die Hand nicht in den Schoß.  
 Tu, was Silbe eins besagt,  
 Zweidrei will der Mensch nicht bloß,  
 Sondern wohnen wie's behagt.  
 Rehrst du je im ganzen ein,  
 Grüß von mir den jungen Rheint!

## Auflösung der Rätsel aus dem August-Heft

### Bilderrätsel

Man bettelt nicht um ein Recht,  
 für ein Recht streitet man.

### Silberrätsel

- |               |                 |
|---------------|-----------------|
| 1. Ingwer,    | 10. Rachelofen, |
| 2. Nutria,    | 11. Ethik,      |
| 3. Riffingen, | 12. Idaho,      |
| 4. Quise,     | 13. Tarantel,   |
| 5. Eiche,     | 14. Edam,       |
| 6. Sphigenie, | 15. Nektarium,  |
| 7. Nadir,     | 16. Zitadelle,  |
| 8. Igel,      | 17. Edeltanne,  |
| 9. Germanen,  | 18. Irrer.      |

In Kleinigkeiten zeigt sich der Charakter.

## „Sonderbar“.

U(rabe)r

### Besuchskartenrätsel

Seringsdorf—Heidebrink

Verlagsort: Stettin - Schriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295, 97 - Hauptschriftleiter und verantwortlich für Kulturelles und Unterhaltung: Odo Ritter, Stettin; Stellvertreter und verantwortlich für Wirtschaft und Politik: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode Stettin; für den Inhalt der Anzeigen verantwortlich: Harry Darmer - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11-12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Rück-sendung nur gegen Rückporto. DA. II Vj 6500. Druck F. Hessenland G. m. b. H., Stettin. - P. 5

## Gas kühlt für Dich!

Im Hinblick auf die bevorstehende heiße Jahreszeit überlegt die sorgende Hausfrau, was zu tun ist, um die Speisen vor dem Verderben und die Familie vor Krankheit zu schützen. Es ist ihr bekannt, daß gerade im Sommer die Säuglings-sterblichkeit besonders groß ist, weil das Kind gar zu leicht mit der Nahrung zersetzende Bakterien trinkt. Wer hilft ihr in ihren Sorgen und Nöten sicher und ohne große Kosten

## Der Gas-Kühlschrank

Er kühlt gleichmäßig und trocken, er erzeugt kein Schwitzwasser, das fäulnisregend wirkt, er arbeitet lautlos und absolut sicher, er bedarf keinerlei Bedienung, ein einziges kleines Gasflämmchen besorgt den ganzen Kühlprozeß. Hausfrauen, bedienen Sie sich dieses nie versagenden Helfers. **Der Kaufpreis ist bedeutend herabgesetzt worden.** Wir führen Ihnen den **Gas-Kühlschrank** kostenlos im Betriebe vor.

## Gasgemeinschaft Städtische Werke A.-G.

Stettin, Kleine Domstr. 20, Tel. 31909; Gr. Wollweberstr. 60/61, Tel. 30788; Jasenitzer Str. 3, Tel. 20797; Altdamm, Gollnow Str. 195, Tel. Altdamm 657; Finkenwalde, Adolf-Hitler-Str. 80, Tel. Altdamm 270; Greifenhagen, Fischerstraße 33, Tel. Greifenhagen 416; Stolzenhagen, Hermann-Göring-Straße 44, Tel. Stolzenhagen 43.

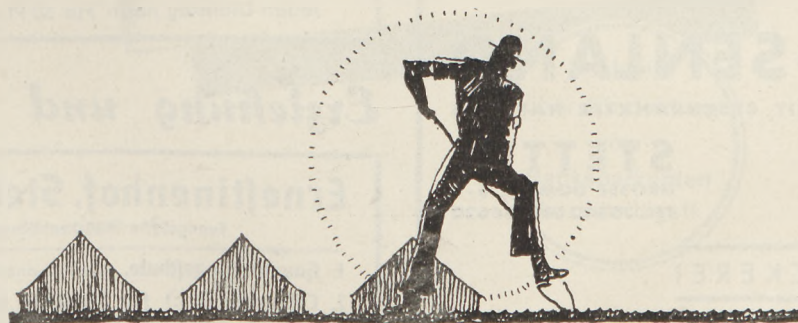


# STETTIN



Im Westbecken  
des Stettiner  
Freihafens

## DER SEEHAFEN DES OSTRRAUMES



### POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN                      STETTIN                      STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

**POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.**  
PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin  
Händelstraße 17

in Köslin  
Danziger Straße 55

in Stralsund  
Badenstraße 8



## Handschuhe und Herrenartikel

BRUNO BÖHM, STETTIN

Falkenwalder Str. 191, Roßmarkt 10, Schulzenstr. 6 — Fernruf 314 25

Klage nie über Mißgeschick  
ein Los von Geist bringt oft das Glück!

# Geist

Stettin, Grüne Schanze 14  
Durchgehend bis 7 Uhr geöffnet

### Anzeigenschluß

für das Oktober-  
heft des

„Bollwerk“

ist am 22. Sept.

## Verlangen Sie bitte überall

in Gaststätten und  
bei Zeitungshändlern

## die Pommerische Zeitung

Sie helfen dadurch  
mit, die Zeitung, die  
gewiß auch Ihren Inter-  
essen oft dient, noch  
weiter zu verbreiten.

## F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

### STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9  
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI

ROTATIONSDRUCK

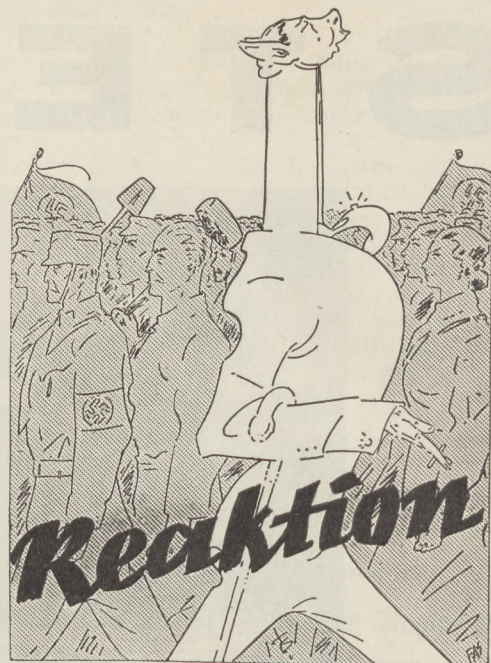
STEIN- U. OFFSETDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



HESSENLANDDRUCK  
IST BESTE QUALITÄTSARBEIT



Mit beißender Ironie befaßt sich heute  
DIE BRENNESSEL mit unseren lieben  
Zeitgenossen, den Juden, Reaktionären  
und politisierenden Hochwürden.

*Wer sich nicht betroffen fühlt,  
der lese*

## DIE BRENNESSEL

Jeden Dienstag neu! Für 30 Pf. überall erhältlich

## Erziehung und Unterricht

### Ernestinenhof, Stettin, Alleestraße 8

Evangelische Mädchenbildungsanstalt mit Wohnheim

1. Haushaltungsschule, staatlich anerkannt
2. Lehrgang (I J.) für städtische Haushaltungspflegerinnen  
Staatliche Abschlußprüfung  
Auch Annahme von Tageschülerinnen

Prospekte durch die Direktorin

Die städtisch-staatliche

## Handwerkerschule Stettin

(Kunstgewerbeschule) vermittelt als **Meisterschule des pommerischen Kunsthandwerks** technische, geschmackliche und künstlerische Weiterbildung auf handwerklicher Grundlage.

**Unterstufe:** Meisterschule. **Oberstufe:** Künstlerische Entwurfsklassen. **Abteilungen:** Tischlerei und Innenausbau. — Steinbildhauerei, Bau- und Gefäßkeramik. — Dekorationsmalerei, Gebrauchsgraphik u. Werbekunst. — Textil u. Mode (a. Handweberei, b. Damenschneiderei u. Kostümentwurf)

**Staatl. Abschlußprüfungen. Schülerheim.** Semesterbeginn April u. Okt. Prosp. u. Auskunft durch das Sekretariat, Grünhofer Marktpl. 3

Unterrichts-Anzeigen im „Bollwerk“  
sind billig und erfolgreich!



# Wer spart, schafft Arbeit!

---



## Provinzialbank Pommern

---

**Girozentrale** \* **Landesbank**

Hauptanstalt:

**Stettin**

Luisenstr. 13

Zweiganstalten:

**Stralsund**, Alter Markt 4

**Stolp i. P.**, Kaufmannswall 6





# Ihr mühsam erworbenes Eigentum

kann jeden Tag durch einen Brand  
vernichtet werden

# POMMERSCHE FEUERSOZIENTÄT

Öffentlich-rechtliche Versicherungsanstalt

gegründet 1719



Stettin — Pölitzer Straße 1 — Ruf 25441

Auskunft und Abschlüsse auch durch die Kreisversicherungskommissare